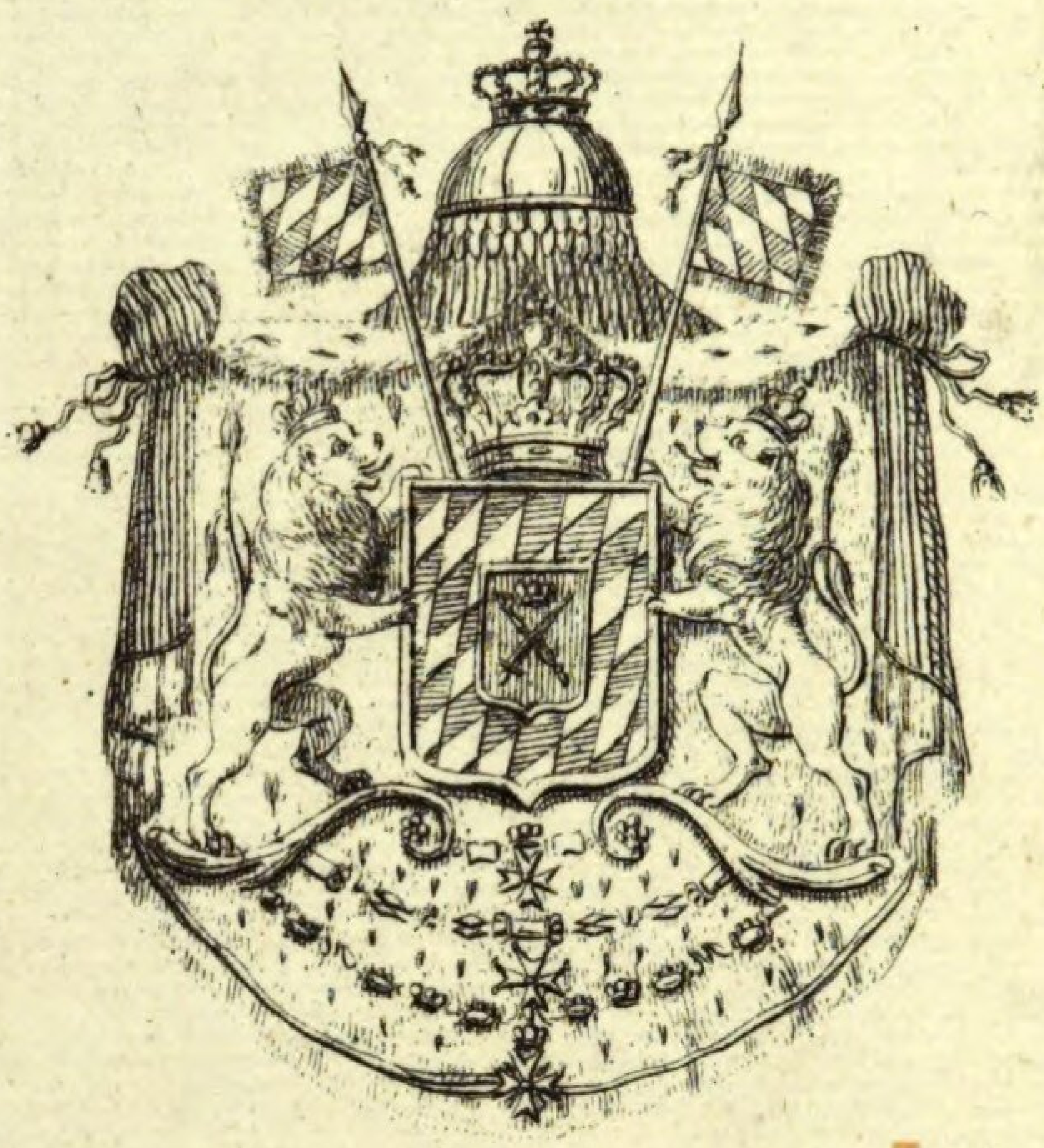
Austr.
2325

Austr.
1325

Powitsch



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36632887990015

<36632887990015

Bayer. Staatsbibliothek

Austr.
1325

Powitsch

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36632887990015
<36632887990015
Bayer. Staatsbibliothek

Ethnographisches
Gemählde
der
slavonischen Militärgränze,
oder
ausführliche Darstellung der Lage, Beschaffenheit und politischen Verfassung des Landes, dann der Lebensart, Sitten, Gebräuche, der geistigen Bildung und des Charakters seiner Bewohner.

Ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde des österreichischen Kaiserstaates,

von
Spiridion Jowitsch,
Praktikant der k. k. Hofkriegs-Buchhaltung.

Wien 1835.
Gedruckt und in Commission der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

58. D.

Ce pays — mal connu — a été mal jugé.

Rapport du Marechal Marmont.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Hochwohlgeboren

dem Herrn

Carl Ritter von Pidoll

zu Quintenbach,

k. k. wirklichem Hofrathe und Militärgränz-Referenten, Beisitzer der k. k. Studien-Hofcommission, n. österr. Landstande, und Mitgliede der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien,

hochachtungsvoll zugeeignet

vom

Verfasser.

Hochwohlgeborner Herr Hofrath!

Wer immer an dem physischen und geistigen Gedeihen der Völker redlichen Antheil nimmt, muß die folgenreichen Bemühungen Eurer Hochwohlgeboren für die Wohlfahrt der k. k. Militärgränze mit dankbarem Gemüthe segnen. Eurer Hochwohlgeboren haben beinahe dreißig Jahre eines thatenreichen Lebens diesem Gegenstande geweiht, und mit klarem Geiste und menschenfreundli-

chem Herzen in die väterlichen Absichten unseres allergnädigsten Landesvaters eindringend, kräftig mitgewirkt, das Land zu jenem achtungswerthen Stand=puncte emporzuheben, auf welchem es gegenwärtig glänzt. Als ein Sohn der Gränze, fühle ich mich vorzugsweise zu freudigem Danke verpflichtet, und wage es, durch die ehrfurchtsvolle Zu=eignung dieses Werkes die Gefühle in=

niger Verehrung und ausgezeichneter Hochachtung öffentlich auszusprechen, welche ich mit allen meinen Landsleuten theile. Mein Bestreben bei Ausarbeitung dieser Schrift ging einzig dahin, zur Kenntniß meines Vaterlandes ein Schärflein beizutragen, und das Dunkel zu lösen, in welchem dasselbe bis jetzt unverdienter Weise schlummerte. Wenn Euer Hochwohl-

geboren, als Kenner, mein eifriges Bestreben, nach meinen Kräften nützlich zu seyn, darin wahrnehmen, so sind die innigsten meiner Wünsche erfüllt.

Euer Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener,
Spiridion Jowitsch.

Vorrede.

Die Militärgränze ist in mehrfacher Beziehung ein höchst merkwürdiges Land. Seine geographische Lage, seine ganz eigenthümliche Verfassung, die in keinem anderen Reiche wieder gefunden wird; die merkwürdigen Schicksale seines Volkes, welches Jahrhunderte hindurch den Anfällen barbarischer Horden ausgesetzt, die zu verschiedenen Zeiten, verderbend wie die Sündfluth, den Süden unserer Monarchie überschwemmten, — zwar unterlag, aber doch nie vom historischen Schauplatze verdrängt werden konnte, welches Jahrhunderte hindurch den Damm bildete, an dem sich die Gewalt der Muselmänner brechen mußte, ehe sie in das Herz der österreichischen Staaten dringen konnte, welches in so vielfältigen, meistens widrigen Verhältnissen, seine Nationalität, seine eigenthümlichen Sitten und Gebräuche zu bewahren wußte; — ein solches Volk dürfte wohl der Aufmerksamkeit der Gebildeten werth seyn. Und doch ist kein Theil unserer Monarchie dem größeren Publicum unbekannter geblieben, als die Militärgränze. Bei Vielen haben sich aus falschen Nachrichten falsche Ansichten entsponnen, und Viele haben nicht einmal von der Existenz dieses Landes eine Kenntniß. Die Berichte, welche von Zeit zu Zeit un-

ter das Publicum gebracht worden sind, waren freilich auch nicht geeignet, den Wißbegierigen über den wahren Stand der Dinge zu belehren. Die meisten derjenigen, welche Zufall oder Laune in jene Gegenden geleitet hatte, waren unfähig, in das Leben des Volkes einzudringen, und konnten nur oberflächliche Bemerkungen schöpfen, oder gehaltlose, zum Theil ganz entstellte Anekdoten sammeln; andere aber, welche besser unterrichtet seyn wollten, mahlten mit ungeschickter Hand lächerliche Carricaturgemählde, welche sie mit plumpen Witzeleien begleiteten, und sich dann beeilten, unter die Lesewelt abgeschmackte Reisebeschreibungen zu bringen, bei welchen man mit weiland Charon, hochseligen Andenkens, ausrufen muß:

Da kömmt nun alle Augenblick,
Ein Schnapphahn voller Quinten,
Zu uns herab, sucht hier sein Glück,
Begafft uns vorn und hinten,
Zieht dann nach seiner Oberwelt,
Und läßt von uns für theures Geld
Infame Lügen drucken. —

Eine ehrenvolle Ausnahme verdient die Statistik der Militärgränze des Herrn Hofrathes Freiherrn von Hitzinger. Er war der Erste, welcher aus dem Labyrinthe der abenteuerlichsten Sagen, widersprechendsten Nachrichten, und mehr oder minder brauchbaren gedruckten und ungedruckten Quellen, an dem Faden einer gesunden Kritik sich herauszuwinden wußte, und die Resultate seiner Forschungen, verbunden mit örtlichen Beobachtungen und Erfahrungen, in einem eben so gediegenen als umfassen-

den Werke zur öffentlichen Kenntniß brachte. Da aber dieses treffliche Werk nicht in Jedermanns Händen sich befindet, und überdieß, vermöge seiner, nach einem streng wissenschaftlichen Systeme durchgeführten statistischen Darstellungen und historischen Untersuchungen mehr für den eigentlichen Statistiker, als für das größere Lesepublicum berechnet ist, und da endlich die Militärgränze seit jener Zeit sich in mancher Beziehung zu einem höheren Standpuncte emporgeschwungen hat, so dürfte vorliegendes Gemählde, treu nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge entworfen, manchem Freunde der Völkerkunde nicht unwillkommen seyn.

Man stellt sich noch immer unter der Militärgränze ein Land vor, welches von einem finsteren unbändigen Eisenfresservolke bewohnt wird, und in welchem zahllose Räuberbanden und Trenkische Pandurenhorden wimmeln. Freuen würde es den Verfasser, wenn es ihm nur zum Theil gelingen könnte, diese irrigen Begriffe zu läutern, und die Gränzer so darzustellen, wie sie wirklich sind. Dann wird man finden, daß die Gränzer nicht unwerth sind, ein Glied in dem großen Völkerbunde zu bilden, welchen unser Staat mit Weisheit und Kraft zu einem so schönen Ganzen geflochten hat.

Die geographischen Bestimmungen in diesem Werke sind größtentheils aus der oben erwähnten Statistik des Herrn Hofrathes von Hitzinger, die neueren statistischen Angaben aber aus anderen zuverlässigen Quellen geschöpft. Alles Uebrige floß aus der eigenen Anschauung des Verfassers, welcher, ein geborner Gränzer, die seligsten Jahre seines Lebens:

die Feenjahre der Kindheit und die goldene Zeit des Jünglingsalters, — in jenem merkwürdigen Lande zubrachte; als Gränzer mit dem Gränzer lebte; diesen in den verschiedensten Beziehungen zu beobachten Gelegenheit hatte; sich mit seinen Sitten und Gewohnheiten, Tugenden und Fehlern bekannt machte; seinen Charakter und seine Eigenschaften, sein Herz und Gemüth kennen lernte, und somit wohl mit einigem Rechte wagen durfte, ein öffentliches Wort zu sprechen über ein Volk, welchem er angehört.

Der Verfasser war redlich bemüht, ein getreues Bild seines Vaterlandes zu entwerfen, und hierzu nur von der Wahrheit und Unparteilichkeit die Farben zu entlehnen. In wie ferne es ihm gelungen ist, dieses Ziel zu erreichen, mögen Männer entscheiden, welche bei rechtlicher Unbefangenheit auch die hierzu nothwendige Kenntniß des Gegenstandes besitzen. — Personen, welche gegen uns eingenommen sind, ohne selbst zu wissen warum; Leute, welche bei Beurtheilung weitentlegener Reichsprovinzen die Residenz zum Maßstabe zu nehmen pflegen; Anekdotenkrämer und Mährchenschmiede, welche tausend gräuliche Geschichtchen und schauerliche Sagen von der Grausamkeit der Chrobaten zu erzählen wissen, — werden den Verfasser vielleicht hier und dort der Parteilichkeit beschuldigen. Allein er fühlt sich gegen diesen Vorwurf vollkommen beruhigt. Wenn es wahr ist, daß es bei Völkergemählden nicht genug sei, die Fehler und Laster eines Volkes durch Mikroskope aufzusuchen, und sich dann darüber lustig zu machen; sondern daß der Darsteller gehalten sei, auch Tugenden, wo solche vorhanden sind, her-

vorzuheben, und jenen entgegen zu halten, um das Bild nach allen seinen Schattirungen dem Originale möglichst ähnlich zu geben; — so dürfte der Verfasser sogar hoffen, die Meinung derjenigen für sich zu haben, welche Wahrheit schätzen und nach Wahrheit streben. Uebrigens kann er jedem Ungläubigen getrost die Worte zurufen: Komm', prüfe und urtheile selbst!

Die Lieder, welche in diesem Werke vorkommen, sind aus dem Munde des Volkes genommen, ohne durch Aenderungen entstellt worden zu seyn. In der herrlichen Sammlung der serbischen Volkslieder, welche Herr Wuk Stephanowitsch herausgibt, findet man viele andere, welche die hier gegebenen in mancher Beziehung weit übertreffen; allein der Verfasser wollte nur solche Lieder hier aufnehmen, welche wirklich von dem Volke gesungen werden, welches er beschreibt. Die meisten derselben sind auch in der Wuk'schen Sammlung enthalten, wo sie aber etwas anders erscheinen; ein Anderer mag sie vielleicht wieder anders gehört haben, wie dieß bei Volksliedern gewöhnlich der Fall ist; der Verfasser gab sie aber so, wie er sie gehört zu haben sich erinnert. Diese Bemerkung schien für jene nothwendig zu seyn, welche etwa geneigt seyn möchten, vorliegende Uebersetzung mit dem Originale zu vergleichen.

Uebrigens biethen noch andere Provinzen der Militärgränze reichlichen Stoff zu ethnographischen Darstellungen, und Likkaner, Kroaten, Wallachen, Szekler 2c., dürften im hohen Grade geeignet seyn, die Aufmerksamkeit der Freunde der Völkerkunde zu

fesseln. Die Aufnahme, welche gegenwärtiger Versuch bei dem Publicum finden wird, soll entscheiden, ob es der Verfasser wagen darf, ähnliche Gemählde der hier genannten interessanten Völker, diesem Werke nachfolgen zu lassen.

Wien, im Monate März 1835.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Land.

1.

Lage, Größe, Beschaffenheit.

Unter Militärgränze werden jene Provinzen unserer Staaten verstanden, welche den äußersten südöstlichen Saum der österreichischen Monarchie bilden, und sie von dem ottomanischen Reiche scheiden. Die Bewohner dieser Länderstrecke, die Gränzer, sind nach Art der römischen Colonisten, Soldaten und Ackerbauer zugleich. Sie bilden eine immerwährende Vorpostenkette und ein zusammenhängendes System von Wachen gegen feindliche Einfälle der Türken, und gegen die Einbrüche der Pest.

Die Militärgränze beginnt an der nördlichen Gränze Dalmatiens, zieht sich in ununterbrochener Verbindung längs dem türkischen Gebiethe durch Kroatien, Slavonien, Syrmien, Banat und Siebenbürgen fort, und endet an der goldenen Bistriz in der Wallachei. Ihre diagonale Länge beträgt an 110 deutsche Meilen. Sie hat einen Flächeninhalt von 863 Quadratmeilen, und zählt gegenwärtig 1,065.132 Einwohner.

Beiläufig in der Mitte dieser Länderstrecke liegt die slavonische Militärgränze, der eigentliche Gegenstand unserer Abhandlung. Sie ist durch die Sawe von der Banal-, und durch die Donau von der banatischen Gränze geschieden. Sie faßt einen Flächenraum von 140 Quadratmeilen, worunter über 100 Quadratmeilen nutzbarer

Boden, und zählt gegenwärtig 224.037 Einwohner in 3 Festungen, 5 Marktflecken und 312 Dörfern.

Die slavonische Gränze ist im Ganzen flach und eben. Die Fortsetzung der Alpengebirge, welche Kroatien in verschiedener Richtung durchstreichen, und dann durch die warasdiner Gränze der Donau zueilen, berührt die slavonische nur im geringen Maße an ihrer nordwestlichen Seite. Aber auch hier erheben sich die Gebirge zu keiner bedeutenden Höhe. Noch niedriger ist der Rücken der wein- und klösterreichen Frushka gora, welche ganz im Bezirke dieser Gränze liegt.

Sämmtliche Gebirge Slavoniens sind mit einer üppigen und kräftigen Vegetation bedeckt, und nirgends sieht sich das Auge durch kahle, unfruchtbare Stellen beleidigt. Dichte Waldungen, fruchtbare Rebengärten, blumenreiche Wiesen und Weiden wechseln in angenehmer Mannigfaltigkeit mit einander ab, und begränzen den Horizont der tiefer liegenden Gegenden.

Außer diesen wenigen Gebirgszügen besteht der Boden dieser Gränze durchaus aus breiten Niederungen und fruchtbaren Ebenen, welche mit der üppigsten Vegetation strotzen. Sie ziehen sich in segenvoller Abwechslung an den Ufern der Bossut und Sawe durch Syrmien hin, und werden nur im Tschaikistenbezirke durch einige unbedeutende Sandhügel unterbrochen.

Der wichtigste Strom dieses Landes ist die Donau, welche auf ihrem linken Ufer die schiffbare und fischreiche Theis mit ihrem Flußgebiethe aufnimmt. Bei Semlin führt ihr die Sawe ihre gewaltigen Fluthen zu, welche von hier bis zur Banalgränze hinauf die slavonische Gränze vom türkischen Gebiethe scheidet, und auf dieser ganzen Strecke schiffbar ist. Außer den genannten Gewässern verdienen noch die Flüsse und Bäche Ternawa, Orljawa, Struga, Bossut und Bigj einer Erwähnung, welche sich sämmtlich in die Sawe einmünden.

Aber die meisten dieser Gewässer verursachen dem Lande beinahe eben so viel Schaden, als sie ihm Nutzen bringen. Der größte Theil derselben ist fast jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt, unter welchen jene der Sawe die verderblichsten und verheerendsten sind. Wohl an hundert Ortschaften, mit mehreren Tausend Joch des fruchtbarsten Bodens liegen in dem Bereiche ihrer verderblichen Fluthen. In neuerer Zeit hat man angefangen, sich durch Aufführung zweckmäßiger Dämme gegen die Wuth der Ueberschwemmungen zu verwahren. Das linke Ufer der Sawe ist auf ihrem ganzen Laufe durch die slavonische Gränze, mit einem Systeme von Dämmen versehen, welche wohl außerordentlichen Wasserhöhen und gewaltigen Eisschoppungen nicht immer widerstehen können, sich aber doch im Ganzen bis nun sehr wohlthätig bewiesen haben.

Nicht minder thätig hat sich die hiesige Verwaltung hinsichtlich der Austrocknung der Sümpfe und Moräste gezeigt, welche häufig den Lauf der Flüsse begleiten, und dem Lande mehrere Tausend Joch nutzbaren Boden rauben. Zu den großartigsten Unternehmungen dieser Art gehört die Entwässerung der Lonjsko- und Biczkopoljer Moräste. Viele hundert Joche wurden hier durch zweckmäßige Anstalten trocken gelegt, und so nicht nur die Masse des urbaren Bodens bedeutend vermehrt, sondern auch die der menschlichen Gesundheit so schädlichen Ausdünstungen für immer entfernt. Könnten nur die so gewonnenen Flächen immer vortheilhaft benützt werden! Wir wollen von der Zukunft das Beste hoffen, können jedoch nicht umhin mit Herrn Hofrath von Hitzinger zu bemerken, daß alle diese Unternehmungen nur dann von einem günstigen Erfolge gekrönt werden, wenn die zunehmende Volksmenge den Werth des Bodens erhöht haben wird.

Der Boden dieser Gränzprovinz in agronomischer

Hinsicht, ist nicht überall von gleicher Beschaffenheit. Die gebirgigen Gegenden haben keine ausnehmend fruchtbare Ackererde, sind aber wegen ihrer üppigen Weiden vorzugsweise zur Viehzucht geeignet. Von hier aus nimmt der Boden immer mehr an Güte und Fruchtbarkeit zu, je mehr er sich den banatischen Ebenen nähert. In den Niederungen der Sawe, Donau und Theis, ist derselbe so reich mit Humus gesättigt, daß er die geringe Mühe des Landmanns mit hundertfachem Segen wuchernd belohnt, und Herr Hofrath von Hitzinger konnte wohl mit Recht sagen, daß kein anderes Land, unter einem gleichen Breitengrade, mit einer so überaus reichen und üppigen Vegetation begabt ist, als Syrmien. »Syrmien ist das Land, wo Milch und Honig fließen,« sagt Taube treffend, »ein immerwährender Lustgarten, in dem Hügel und Thäler mit Geschenken prangen, die Flora und Ceres in reizender Mannigfaltigkeit und in unübersehbarer Menge darbiethen.«

Das Klima der slavonischen Gränze ist mild und warm, denn sie genießt denselben reinen Himmel, welcher der Lombardie und dem mittäglichen Frankreich lacht. Der Weinstock ist hier zu Hause, und seine Frucht schon im August vollkommen reif. Der Maulbeerbaum, der schon im Frühjahre seines Laubes, zum Behufe der Fütterung der Seidenraupen beraubt wird, begrünt sich in demselben Sommer noch einmal; und die Melone erreicht an manchen Orten das ungeheure Gewicht von zwanzig Pfunden. Auch edleren und zarteren Südfrüchten sagt das hiesige Klima vollkommen zu; und wenn diese dessen ungeachtet hier nicht gepflegt und erzogen werden, so ist die Ursache in äußeren Verhältnissen, und nicht in klimatischen Einwirkungen zu suchen. Die Erfahrung hat bereits bewiesen, daß unter dem milden und heiteren Himmel Slavoniens nicht nur der tuneser Weizen kräftig gedeihen kann, sondern, daß auch der Reis, die Fei-

ge, die Mandel, der Oehlbaum und die Baumwollstaude hier ihre Heimath wieder gefunden haben.

Ein milder und freundlicher Himmel begränzt den ungetrübten Horizont Slavoniens. Der Winter ist kurz und nicht strenge, und nur äußerst selten im Stande, die Fluthen der Sawe und Donau in eisige Fesseln zu legen. Wohl deckt er häufig die Felder und Fluren mit dem blendenden Gewande des Schnees, aber dieser muß schon am nächsten Tage der Gewalt der freundlichen Sonne weichen, welche dem Slavonier nur selten das Vergnügen einer Schlittenfahrt gönnt. Ein früher Lenz weckt die Gaben der Flora und Ceres zu neuem, kräftigen Leben, und bringt Wonne und Jubel mit sich. Ihm folgt ein heißer Sommer, dessen brennende Hitze durch kühlende und erfrischende Regen gemildert wird; doch erzeugt er auch oft schwere Gewitter, die nicht selten des Landmanns ganze Hoffnung vernichten. Ein langer und angenehmer Herbst bringt Pomona's wunderliebliche Geschenke zur völligen Reife, und sieht nicht selten die Kinder des Frühlings zum zweiten Male erblühen.

Der Einfluß des Klima ist dem Gedeihen der menschlichen Natur überaus günstig. Die Luft ist rein und gesund, und wird es immer mehr, je mehr die Volksmenge anwachsen, und die ungesunden Moräste in den Niederungen in urbaren Boden verwandelt haben wird. Die Temperatur ist den verschiedenen Jahreszeiten gemäß, und nur zuweilen im Sommer, nach Entladung schwerer Gewitterwolken, einem plötzlichen Wechsel unterworfen. Darum sind die Bewohner der slavonischen Gränze stark, gesund und kräftig, wozu ihre einfache Lebensweise nicht wenig beiträgt. Das Wechselfieber ist wohl eine gewöhnliche Plage, wird aber von den Einwohnern so wenig beachtet, daß man nur selten ernstliche Gegenmittel in Anwendung bringt, sondern sich meistens nur auf seine gesunde, kräftige Natur verläßt. Zuweilen reißt aber,

besonders im Herbste, ein verderblicher Durchfall unter den Einwohnern ein, der dem Tode zahlreiche Opfer bringt; eine Folge des unmäßigen Genusses von unreifem Obst, und anderer diätetischen Fehler.

So wie sich die Eingebornen in der Regel einer dauerhaften Gesundheit zu erfreuen haben, so können auch Fremde diese Gegenden getrost beziehen. Wenn Einige unter ihnen dem Wechselfieber, oder wohl gar einem frühen Tode unterliegen, so liegt die Ursache nicht so sehr in den klimatischen Einwirkungen des Landes, als in der Vernachlässigung einer naturgemäßen Lebensordnung. Zucker- und Wassermelonen, die syrmische, doppelt gebrannte Rakia und der Carlowitzer Wein, haben manchen Fremden frühzeitig in's Grab gelegt. So mancher neue Ankömmling wird durch die ungemeine Wohlfeilheit der Getränke verleitet, die Schranken der Mäßigkeit zu übertreten. Die Leutchen gewöhnen sich nach und nach über den Durst zu trinken, und bringen es in dieser unseligen Kunst endlich so weit, daß man mit Recht sagen könnte, ihr ganzes Leben sei nur ein permanenter Rausch gewesen. Die Folgen eines solchen unnatürlichen Lebenswandels sind immer, wie es sich von selbst versteht, von der traurigsten Art; werden aber, sonderbar genug, dem slavonischen Klima zur Last geschrieben.

Da sich in dieser Gränze keine bedeutenden Gebirge befinden, so ist sie auch arm an Producten aus dem Mineralreiche. Außer einigen, übrigens sehr ergiebigen Kalkbrüchen, sind Steinbrüche nur in geringer Menge vorhanden, welcher Mangel besonders, für die vom Gebirge weiter entfernten Ebenen, bei vorkommenden Straßen- und ähnlichen Bauten sehr fühlbar ist. Dafür enthält das Slankamener Gebirge reichliche Steinkohlenlager, wovon besonders jene um Carlowitz so reichhaltig seyn sollen, daß man sie auf Jahrhunderte für unerschöpflich hält.

Um so mütterlicher hat die gütige Natur Slavoniens

Boden mit Geschenken aus dem Pflanzenreiche bedacht. Ueberall sieht man eine Fülle von Gewächsen dem kräftigen Boden entsprießen, und sich zu üppigen, lebendigen Teppichen gestalten. Liebliche Blumen; zum Genusse einladendes Obst; heilsame Kräuter, die mit ihrem aromatischen Odem die heitere Luft durchdringen; fette Grasweiden und dichte, schattige Wälder, sind im überraschenden Wechsel an einander gereiht. Syrmien ist es vorzugsweise wieder, welches mit der reichhaltigsten Flora prangt, und auf seinen segenvollen Fluren die südliche und nördliche Vegetation in schwesterlicher Vertraulichkeit beisammen sieht.

Alle Getreidearten kommen hier gut fort, und lohnen den Fleiß mit einer reichlichen Ernte. Am häufigsten wird der Mais (Kukurutz) angebaut, welcher den Besitzern eines humusarmen Bodens fast ausschließlich zur Nahrung dient, sonst aber zur Mastung der Thiere verwendet wird.

Verschiedene Gattungen Obst, zum Theil von vorzüglicher Güte, wird hier in großer Menge angetroffen. Unter den vielen Aepfelarten zeichnen sich die saftreichen sogenannten Poscheganer-Aepfel (Sercsike) durch ihre Schmackhaftigkeit aus. Besonders im Gradiskaner-Regimente wird viel Obst erzeugt. Das meiste davon wird in eigenen Oefen gedörrt, und dann in's Banat und nach Batschka ausgeführt, und dort gegen Schafwolle umgetauscht. Aber in der ganzen Gränze wird nur die Zwetschke im Großen erzogen. Ein jedes Haus ist mit einem oder mehreren Zwetschkengärten versehen, welche sich von Haus zu Haus zu ganzen Wäldern reihen, und das Dorf freundlich umschließen. Diese Frucht wird fast ausschließlich zur Erzeugung des Branntweins (Rakia) verwendet. Viel Tausend Eimer werden jährlich erzeugt und — versoffen. Der eigentliche Slavonier und der Syrmier verfahren hierbei auf eine ganz entgegengesetzte Art. Während letzterer näm-

lich seinen Ruhm darin sucht, einen recht starken, geistigen Branntwein zu erzeugen, geht der Slavonier darauf aus, recht viel zu gewinnen. Darum ist sein Branntwein schwach und geistlos, und könnte in der That für Wasser getrunken werden, wenn ihn nicht ein eigener, säuerlicher Geschmack für leckere Gaumen ungenießbar machen würde. Doch wird auch hier der zum Verkaufe bestimmte Branntwein besser gebrannt; und in jedem vermöglicheren Hause wird ein vortrefflicher Sliwowicza (von Sliwa, die Zwetschke) aufbewahrt, um bei vorkommenden Gelegenheiten einem Vorgesetzten, oder einem andern werthen Gaste damit aufwarten zu können.

Wein wird in den hiezu geeigneten Gegenden in ziemlicher Menge gebaut. Der beste ist jener, welcher am Carlowitzer Gebirge wächst. Er ist ein Abkömmling griechischer Reben, welche Kaiser Probus, ein Mitrowitzer von Geburt, im Jahre 281 nach Chr. Geb. auf dem Berge Almus (dem heutigen Frushka gora) pflanzen ließ. Außer dem ordinären Landweine, welcher größtentheils im Lande consumirt wird, erzeugt Carlowitz auch edlere Weine, wovon der Carlowitzer Ausbruch, dann die unter dem Namen Schiller und Tropfwermuth bekannten Erzeugnisse, eine ausgebreitete Berühmtheit erlangt haben. Nach dem Carlowitzer dürften die Brooderweine zu den vorzüglichsten im Lande gehören.

An Wäldern ist die slavonische Gränze überaus reich; 359.760 Joche Land sind mit Waldungen bedeckt. Die Gebirge, die sich im Nordwesten gegen das slavonische Provinzialgebieth erheben, sind durchaus mit hochstämmigen Wäldern bewachsen. Außerdem ziehen sich ungeheure Forste längs der Sawe, in beinahe ununterbrochener Kette, von der kroatischen Gränze bis in die syrmischen Gefilde hin. Von hier aus kommen sie immer spärlicher vor, bis endlich in den banatischen Ebenen ein gänzlicher Holzmangel fühlbar wird. Sämmtliche Waldungen beste-

hen durchgehends aus Laubholz, unter welchem wieder die Buche, Esche und Eiche vorherrschend ist. Schlank und üppig entsprießt letztere dem fruchtbaren Boden, wächst zu einer erstaunlichen Höhe und Dicke, und eignet sich vollkommen zu jedem technischen Gebrauche. Sie wird mit vielem Vortheile zum Schiffbaue verwendet, und manches englische Schiff, das stolz die Meere durchschneidet, ist aus slavonischen Eichen gezimmert. — Nebstdem, daß die großen Eichen- und Buchenwälder einen unerschöpflichen Vorrath an Bau- und Brennholz liefern, gewähren sie auch noch durch ihre nützliche Frucht dem Staate und dem Lande wesentliche Vortheile. Eine unzählbare Menge Schweine findet hier den ganzen Herbst und Winter hindurch hinlängliche und kräftige Nahrung. Sie werden im Herbste von Gränzern und Provinzialisten, gegen Entrichtung einer mäßigen Eichlungstaxe, zur Mastung eingetrieben, und so lange in den Wäldern gelassen, als sie noch Nahrung genug finden. — Auch die Knoppern bringen dem Staate namhaften Gewinn.

Ohne uns in eine systematische Aufzählung der Geschöpfe der Thierwelt einzulassen, wollen wir nur kurz bemerken, daß in der Gränze alle nützlichen Hausthiere heimisch geworden sind. Das Hornvieh findet sich hier in ansehnlicher Menge, genießt aber keiner sorgfältigen Pflege. Jedes vermöglichere Haus besitzt wenigstens ein ganzes Gespann Pflugochsen, weil nach landesüblichem Gebrauche niemals, oder doch äußerst selten, mit Pferden geackert wird. Ein solches Gespann besteht aus vier oder wenigstens drei Paar Ochsen. Minder Vermögliche spannen zusammen, d. h. mehrere Häuser geben jedes einen, zwei oder mehrere Pflugochsen, nach Maßgabe des Viehstandes, und bilden so ein ganzes Gespann, dessen sie sich gemeinschaftlich reihenweise bedienen. — Die Kühe sind meistens von einer schlechten Race, und man thut sehr wenig für ihre Veredlung, indem hierlandes, wie wir wei-

ter unten sehen werden, die Milchwirthschaft keine besonderen Vortheile mit sich bringt.

Eben so werden die Pferde verwahrlost. In der Regel müssen sie den größten Theil des Jahres selbst für ihre Nahrung sorgen, und werden nur im Winter in Ställen gehalten. Doch werden sie in vielen Wirthschaften mit vorzüglicher Aufmerksamkeit gepflegt. Uebrigens zieht man in der Gränze viele Pferde. Selten ist ein Gränzer so arm, daß er nicht wenigstens ein Paar Zugpferde besäße; die vermöglicheren aber haben deren oft ansehnliche Heerden. Von diesen werden nun einige eingefangen und zum Haus- und Wirthschaftsgebrauche dressirt; die übrigen aber streifen frei, in einem halbwilden Zustande in Wäldern und Auen herum. Der Eigenthümer kümmert sich wenig um sie, weiß wohl nie recht zu sagen, wie viel solcher Pferde er hat, und wirft ihnen nur in ungewöhnlich strengem Winter ein kärgliches Futter vor. So sich selbst überlassen, wissen die Pferde durch ihre Schnelligkeit und Wildheit Dieben zu entgehen, und schützen sich durch ihr instinctmäßiges Zusammenseyn gegen die Angriffe der Wölfe. — Uebrigens ist die slavonische Pferderace wohl klein, aber stark, feurig und sehr ausdauernd.

Schafe sieht man in zahlreichen Herden auf den fetten Fluren Slavoniens und Syrmiens weiden, doch reichen sie bei weitem nicht hin, den Bedarf an Wolle zu decken. Sie sind durchgehends von gemeiner, ungarischer Race, mit grober, zottiger Wolle; nur die Clementiner erziehen albanesische Schafe mit feinerer Wolle.

Unter allen Hausthieren kommt das Schwein in der größten Anzahl vor. Die Leichtigkeit, selbes durch allerlei Wirthschaftsabfälle und mit Hilfe der Eichelwälder zu erhalten und zu mästen, und die wesentlichen Vortheile, welche dieses nützliche Thier in der Wirthschaft und im Handel gewährt, mögen Ursache seyn, daß es in der Gränze in so ansehnlicher Menge erzogen wird. Es wird wohl kein

Gränzhaus anzutreffen seyn, welches nicht 20 bis 50 Stück solcher Thiere zählt; und vermöglichere Hauswirthe unterhalten Herden von mehreren hundert Stück Schweine.

Bei der verhältnißmäßig geringen Bevölkerung der Gränze sollte man meinen, daß ihre ungeheuren Waldungen mit einer Unzahl wilder, reißender Thiere bevölkert seyn müssen; und dennoch ist es nicht so. Verschiedene Gattungen Sing- und Raubvögel werden wohl in großer Menge angetroffen, aber die vierfüßigen Waldbewohner sind wegen der dort gestatteten Jagdfreiheit, ziemlich rar geworden. Vom Wildpret ist nur der Hase in ansehnlicher Menge vorhanden, obwohl dem Leben dieser armen Thiere so viele geschickte und ungeschickte Jäger rastlos nachstellen. Hirsche werden fast niemals, und Rehe nur in jenen seltenen Fällen gefunden, wo sie den wenigen Thiergärten des angränzenden Provinzial-Slavoniens entlaufen, oder vom türkischen Gebiethe herüber gehetzt werden. Bären, Luchse und ähnliche reißende Thiere, welche man in andern Gränzen angetroffen haben will, kommen in der slavonischen niemals vor *). Aber in desto größerer Anzahl findet man dort überall Wölfe. Diese lästigen Gäste konnten bisher noch nicht ausgerottet werden, obwohl sich Groß und Klein zu ihrem Untergange verschworen hat. Solche offenbare Feindschaft suchen nun die Wölfe auf ihre Art blutig zu rächen, und der Schaden, den sie dem Lande durch ihre Räubereien zufügen, macht jährlich eine bedeutende Summe aus. Sie richten in den Herden oftmal große Verwüstungen an. Manches unschuldige Schaf, manches breitgestirnte Rind ist von ihnen verspeist worden; manches fette Schwein mußte eine

---

*) Solche unrichtige Angaben haben sich auch in das sonst treffliche Werk des Herrn K. J. V. Hoffmann, „die Erde und ihre Bewohner,“ eingeschlichen.

augenblickliche Trennung von der schützenden Herde mit dem Tode büßen, und bei manchem muthigen Pferde beweisen die entfleischten Hinterschenkel, daß es sein Leben nur seiner Schnelligkeit zu verdanken hatte. Im Sommer und Herbste, wo Schafe, Rinder, Pferde 2c. herdenweise auf den gras- und blumenreichen Weiden zerstreut sind, oder die Schweine in unübersehbaren Schaaren zur Eichelmastung in die Wälder eingetrieben werden, — da haben die Wölfe ihre goldene Zeit. Denn obwohl sie sich unter die geschlossenen Haufen der größeren und stärkeren Thierarten nicht leicht wagen, so wissen sie doch geschickt den Augenblick zu erlauern, wo sie ungestraft einen Anfall auf einzelne Thiere wagen dürfen, um ihren Hunger, oft auch nur um ihre Raubsucht zu befriedigen, was ihnen, trotz der Wachsamkeit der Hirten leider! nur zu oft gelingt. Wenn aber beim Anbruche des Winters die fetten Herden heimwärts getrieben werden; wenn Weiden, Wiesen, Felder und Forste leer und öde stehen, und sich allmählig mit der winterlichen Decke bekleiden, dann fängt die Noth der vierbeinigen Räuber an, und sie müssen jetzt List mit Muth paaren. So ängstlich sie nämlich in den Sommermonaten den Anblick des Menschen fliehen, so keck wagen sie sich im Winter in die Nähe der Dörfer und Städte. In der Abenddämmerung, wenn die Männer in der niedern Stube gemächlich ihr Pfeifchen schmauchen, während die Matronen in den beinahe glühenden Ofen noch immer Holz nachlegen; wenn die jungen Bursche und munteren Mädchen das Vieh gepflegt, und mit dem Nöthigen versehen haben, und nun schäckernd und singend den Schnee durchwaten und in die warme Stube eilen, — da hört man draußen die Wölfe ihr furchtbares Concert anheben, welches von einer Unzahl wachsamer Dorfhunde durch Heulen und Winseln accompagnirt wird. Rüstige Bursche schleichen dann wohl vor das Dorf hinaus, und lauern auf den Feind, mit Hacken und geladenen Gewehren ver-

sehen, und kehren gewöhnlich, von gutem Erfolge gekrönt, zurück. Dessen ungeachtet schleichen sich die Wölfe nicht selten mitten in das Dorf, und richten des Nachts unter dem Viehe große Verwüstungen an.

Zu einem noch höheren Grade steigt die Kühnheit der Wölfe, wenn in ungewöhnlich strengen Wintern das Vieh zu sorgfältig verwahrt wird, als daß es ihnen leicht möglich wäre, durch einzelne Diebstähle oder Räubereien ihren Hunger zu stillen. In diesem Falle scheuen sie sich nicht, sogar Menschen anzufallen. Eben so kühn und rücksichtslos werden sie, wenn sie zur Zeit der Brunft in größeren Gesellschaften herumziehen. Dann ist es nichts Seltenes, Wölfe zu Dutzenden beisammen zu sehen, die sich auf offener Straße tummeln und beißen. Ihre Unhöflichkeit geht dann so weit, daß sie Reisenden nicht Platz machen wollen; und obwohl es fast unerhört ist, daß Menschen von Wölfen zerrissen worden wären, so ist es doch keine Seltenheit, zu hören, daß Dieser oder Jener von solchen herumziehenden Landstreichern verhindert war, seine Reise fortzusetzen, und entweder gänzlich umkehren mußte, oder nur auf Seitenwegen den Ort seiner Bestimmung erreichen konnte. Für Fahrende und Reitende ist Letzteres oft nicht möglich, indem die armen Pferde, von instinctmäßiger Angst getrieben, den Rückweg jedem andern vorziehen. Man glaube jedoch nicht, daß durch die Unart dieser bösen Thiere die Communication im Lande unterbrochen wäre. — Der Gränzer hat schon in seiner Kindheit gelernt, es mit Wölfen aufzunehmen, und mit seiner Hacke oder einem guten Gewehre versehen, macht er sich getrost auf den Weg, ohne den Wolf mehr zu scheuen, als einen tüchtigen Hund.

Die Einwohner lassen es nun ihrerseits an mörderischen Nachstellungen auch nicht fehlen, und suchen zum Theil durch offene Gewalt, zum Theil durch listige Hinterhalte den Erbfeind zu vertilgen. Zu den gewöhnlichen

Kriegslisten gehören Fallen, Wolfsgruben ꝛc. Kriegt man nun den Wolf auf was immer für eine Art in seine Gewalt, so wird er getödtet, es wird ihm die Haut abgezogen, mit Stroh oder Heu ausgeschoppt, und als Siegeszeichen im Dorfe herumgetragen. Jedes Haus beeilt sich dann, den Siegern durch kleine Geschenke an Eiern, Branntwein, zum Theil auch Geld, seine Dankbarkeit zu bezeigen, oder das Schußgeld zu vergüten. Oftmal entdecken auch junge Bursche die Lagerstätte der Mutterwölfin, erlauern den Zeitpunct, wo sie sich entfernt, für ihre Jungen Nahrung zu suchen, und berauben das Nest. Dann werden die Jungen lebendig im Dorfe herumgeführt, und die Waghälse, die solchen Raub verübten, reichlich beschenkt.

Obwohl auf diese Weise ganze Familien von Wölfen ausgerottet werden, so beginnt doch erst in den Wintermonaten der eigentliche Vertilgungskrieg gegen diese verhaßten Waldbewohner. Es wird nämlich alljährlich um diese Zeit von den Compagnie-Commandanten der ganze unterstehende Bezirk zu einer Wolfsjagd aufgebothen. Mehrere hundert Menschen versammeln sich dann an einem bestimmten Orte, von wo aus die Eröffnung der Feindseligkeiten beginnen soll. Diejenigen, welche als gute Schützen renommirt sind, erscheinen mit guten Feuergewehren, die Uebrigen mit Hacken oder tüchtigen Stöcken bewaffnet. Nun beginnt der Zug nach demjenigen Theile des Waldes, in welchem die Jagd abgehalten werden soll. Hier stellen sich die Schützen auf die schicklichsten und zweckmäßigsten Puncte auf den Anstand, und die übrigen, Treiber genannt, zerstreuen sich in einem großen Kreise in den Wald. Wenn nun so alles vorbereitet ist, so heben die Treiber ein furchtbares Geschrei an, und ziehen sich nach und nach in einen immer kleineren Kreis zusammen. Die so von ihren Lagern aufgeschreckten Wölfe suchen zu entlaufen; da sie aber aus dem Kreise nicht leicht hinaus-

kommen können, und von den Treibern immer mehr zusammen gedrängt werden, so gerathen sie endlich in den Büchsenbereich der lauernden Jäger, wo sie dann all die verübten Räubereien mit dem Leben bezahlen müssen. — Auf diese Art werden viel Dutzend Wölfe erschossen. Ein jeder Schütze behält die Haut der erlegten Thiere als Eigenthum, welche er dann verkauft, um sich aus dem gelösten Betrage mit Pulver und Blei für künftige Jagden zu versehen, oder sich auf eine andere Art einen guten Tag anzuthun.

Während der Jagd wird gewöhnlich auf einem der benachbarten Stans (eine Art Meierhof, von welchem weiter unten gesprochen werden wird), ein Mahl für die auf der Jagd befindlichen Officiere und ausgezeichneteren Schützen bereitet. Wenn nun das Tagwerk vollbracht ist, so wird das Mahl unter Scherzen und Lachen verzehrt, wobei nach echter Weidmannssitte, wacker gezecht wird. Jeder Anwesende gibt die Jagdabenteuer, die ihm heute begegnet sind, und deren es manchmal sehr drollige gibt, der Gesellschaft zum Besten. Ein solches Mahl wird immer um so fröhlicher, je ergiebiger die Jagd ausgefallen war.

Unter dem wilden Geflügel, welches die slavonischen Wälder und Sümpfe bewohnt, verdienen die Wildenten einer vorzüglichen Erwähnung. Sie bedecken in unzähligen Schaaren die Flüsse und Sümpfe, welche von den fruchtbaren Eichenwäldern umgeben sind, und finden hier ihre beste und liebste Nahrung. Sie kommen im Spätherbste und Winter schaarenweise aus dem türkischen Gebiethe herüber, wo sie sich, bei der wenigen Jagdlust der Muselmänner, erstaunlich vermehren, und dann wegen Mangel an hinreichender Nahrung, in die benachbarten Provinzen ziehen. Die Einwohner machen gerne auf sie Jagd, indem ihr Fleisch wegen der guten Mästung, die sie in den Eichenwäldern finden, sehr schmackhaft ist. Au-

ßer dem, daß viele Hundert dieser Vögel einzeln geschossen und gefangen werden, wird der Entenfang in manchen Gegenden, besonders in Provinzial-Slavonien, auch im Großen betrieben. Dieß geschieht auf eine leichte und höchst einfache Art. Es werden nämlich an den Ufern der Flüsse, welche nahe an einem Walde vorbeiströmen, Netze in einer, gegen die Waldseite schiefen Richtung aufgestellt. An dem entgegengesetzten Ufer verbergen sich einige Männer, und warten die Ankunft der Vögel ab. Sie dürfen selten lange warten, denn bald kommt eine zahlreiche Entenschaar geflogen, die sich auf dem Wasser niederläßt. Wenn sie nun gerade dem Netze gegenüber schwimmt, so brechen die Männer aus ihrem Hinterhalte hervor, und treiben die Enten durch ein starkes Geschrei auf, welche dann, indem sie dem Walde zufliegen wollen, in den Netzen hangen bleiben, und nun mit leichter Mühe gefangen werden.

Wir können dieses Capitel nicht beschließen, ohne noch einer ganz besondern Naturmerkwürdigkeit erwähnt zu haben. Wir meinen die sogenannten Kolumbacser Mücken. Obwohl ihr verheerender Zug niemals die gesegneten Fluren Syrmiens trifft, und das periodische Erscheinen dieser Landplage bisher immer nur eine beklagenswerthe Eigenthümlichkeit Banats geblieben ist; so ist doch die ganze Erscheinung zu merkwürdig, als daß sie nicht hier eine Stelle verdienen sollte.

Diese furchtbaren Insecten, deren specifischer Charakter bisher noch unbekannt ist, kommen aus dem innern Serbien, aus der Gegend des am rechten Donauufer gelegenen Schlosses Kolumbacs, von dem sie auch den Namen führen. Sie haben die Größe der gewöhnlichen Mücken, aber in der Gestalt gleichen sie der Ochsenbremse, in den Wirkungen jedoch mehr der in Lappland einheimischen Rennthierbremse. Darum werden sie auch von Einigen zum Geschlechte der Bremsen gezählt, ob-

wohl sich Blumenbach für jenes der Mücken entscheidet.

Ueber ihr Entstehen weiß man noch nichts Zuverlässiges anzugeben. Einige behaupten, sie kämen aus gewissen Höhlen bei Kolumbacs hervor. Andere sagen wieder, daß sie aus einem, mit allerlei schädlichen und giftigen Ungeziefer gefüllten Bache entstehen, und sehr oft arten die Berichte, welche man von Eingebornen hierüber sammeln will, in's Fabelhafte aus. — So viel ist jedoch gewiß, daß sie aus der Gegend des Schlosses Kolumbacs in Serbien kommen, und daß sich in mehreren, bei dem gedachten Schlosse befindlichen Bergen, Höhlen und Löcher befinden, aus welchen diese Insecten entfliegen. Von hier beginnen sie nun alljährlich ihre verheerenden Wanderungen in die benachbarten Gegenden. Sie fliegen in ausgebreiteten Schwärmen, welche von weitem wie dicke Rauchwolken aussehen. Dieß geschieht in der Regel im Frühjahre, obwohl sie im Jahre 1776 auch im Herbstmonate erschienen, und unter andern zu Temeswar zwei ganze Tage hindurch ihren Durchzug hielten. Sie kommen meistens in zwei oder drei verschiedenen Zeitpuncten, wovon der erste gewöhnlich in die zweite Hälfte des Aprils fällt. Hierbei theilen sie sich in zwei große Colonnen, wovon die eine ihren Zug nach Orsowa und Widdin in's türkische Gebieth nimmt, die andere aber in drei Richtungen (Uypalanka, Mehadia und Werschetz) das Banat überschwemmt. Hier fallen sie nun in dichten Schwärmen auf Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine, besonders Pferde, und setzen sich an denselben mit wüthender Hartnäckigkeit fest. Umsonst suchen die armen Thiere dem furchtbaren Feinde zu entgehen, oder sich seiner zu erwehren; in einem Augenblicke sind alle von Haaren entblößten Körpertheile mit diesen Insecten bedeckt. Sie setzen sich am Kinne und an der Brust fest, benagen den Rand der Augen, und drin-

gen in Nasen- und Ohrenlöcher, so wie in andere Oeffnungen ein. Ein jämmerliches Brüllen und Heulen beweiset den gräßlichen Schmerz der angefallenen Thiere, die sich durch ein verzweifeltes Rennen und Laufen zu retten suchen, und sich im wilden Schmerze sogar in's Wasser stürzen, wenn sie es in der Nähe finden. Endlich fallen sie entweder in dem Anfalle selbst, oder einige Stunden nachher, todt nieder.

Die Wunden, welche an der Haut der angegriffenen Theile entstehen, schwellen und bedecken sich mit Blute; auch hat man beobachtet, daß die Mücken darin kleine Eierchen zurücklassen, wie es die Ochsenbremsen zu thun pflegen. Uebrigens soll das Fleisch der so getödteten Thiere giftig, und auch jenen, welche davon essen, schädlich seyn. Der Schaden, den diese Insecten anrichten, ist ungemein groß. So haben sie im Jahre 1813 mehrere Tausend Stücke Vieh umgebracht. — Bis jetzt hat man kein zweckmäßiges Mittel entdecken können, diesem Unglücke zu steuern. Das Waschen der angegriffenen Theile mit Wasser, in welchem Wermuthskraut abgekocht worden ist, hat sich wohl als nützlich bewährt, ist aber bei der Anwendung im Großen mit manchen Schwierigkeiten verknüpft. Auch hat man gefunden, daß diese lästigen Gäste durch Rauch vertrieben werden. Darum pflegt man in der Zeit, wo sie zu erscheinen anfangen, große Strohfeuer anzuzünden, welchem die armen Thiere, vom Instincte geleitet, schaarenweise zulaufen, sich um dasselbe versammeln, und sich so gegen den ungestümen Angriff des furchtbaren Feindes zu schützen suchen.

Die Witterung, welche zur Zeit der Wanderung dieser Mücken herrscht, ist nicht gleichgültig. Regen und starke Winde zerstreuen sie, und hemmen den ohnehin kurzen Lauf ihres Lebens; daher der Schaden, den sie in diesem Falle anrichten, minder beträchtlich ist. Wenn aber

das Frühjahr schön und trocken ist, und von Ostwinden beherrscht wird, so ist ihr Besuch um so verheerender.

Bemerkenswerth ist, daß diese (oder ähnliche) Insecten nur in Lappland und dem südlichen Sibirien wieder gefunden werden. — Auch ist es ein wahres Wunder der Natur, daß sie ihren verheerenden Ausflug auf keine weiteren Entfernungen ausbreiten, daß sie immer denselben Zug nehmen, und andere benachbarte Gegenden verschonen.

2.

Politische Verfassung.

Die Militärgränze, schon durch ihre geographische Lage zur Vormauer der österreichischen Staaten gegen die Gewalt der Türken bestimmt, mußte schon in frühester Zeit eine militärische Gestalt erhalten. Die gefährliche Nachbarschaft eines mächtigen Volkes, das durch seine Siege zum rohen Uebermuthe gereizt, und durch seine Religionsbegriffe zur Vertilgung der Christenheit aufgefordert, — immer in Bereitschaft war, in die benachbarten Länder einzufallen, um dort seine Raubsucht zu befriedigen, oder seinen Glauben auszubreiten, — zwang die Bewohner der heutigen Militärgränze schon seit mehreren Jahrhunderten, immer unter den Waffen zu seyn. Sie mußten sich beständig bereit halten, nicht nur die feindlichen Angriffe der Türken abzuwehren, sondern auch sich, und alle hinter ihrem Rücken gelegenen Provinzen, vor dem Einbruche der gefährlichsten und verheerendsten aller Krankheiten, der Pest, zu verwahren. So erzeugte die Nothwehre eine Einrichtung, deren Mittel an Kraft und Schnelligkeit den zu bekämpfenden Gefahren entsprechen. Die Vortheile, welche mit einer solchen Einrichtung des Landes verknüpft waren, offenbarten sich in der Folge so laut, daß man darauf

denken mußte, selbe durch eine geregelte, gesetzlich bekräftigte Verfassung für immer zu sichern. So erhielt die Gränze allmählig eine rein militärische Form. Der Gränzer ward hierdurch Soldat und Ackerbauer zugleich. Er führt als solcher die Waffe und den Pflug mit der nämlichen Hand, und ist zu jeder Stunde bereit, seine friedliche Wohnung mit einem Feldlager zu vertauschen. Die Kriegszucht trat bei ihm an die Stelle der bürgerlichen und peinlichen Gesetze, und er erhielt Vorgesetzte, welche nicht nur über seine bürgerlichen und politischen Verhältnisse die Aufsicht führen, sondern ihn auch zur Zeit der Noth in den Kampf zu führen wissen.

Seitdem die Militärgränze auf diese Art zu einem eigenen, selbstständigen Institute erhoben worden, war der Staat unabläßig bemüht, derselben eine, dem Zwecke entsprechende Verfassung zu geben. Es war natürlich, daß sich die zweckmäßigsten Schritte zur Erreichung des schönen Zieles, nicht im Voraus bestimmen ließen. Man mußte erst die Zeit ruhig abwarten, die Folgen beobachten, und aus der Erfahrung jene Regeln und Gesetze abstrahiren, welche dem Staate zum Nutzen, dem Lande und Volke zum eigenen Wohle dienlich seyn konnten. Daher kam es, daß das Gränzinstitut zu verschiedenen Zeiten, verschiedene Einrichtungen erhielt, und daß an seiner innern Verwaltung und Verfassung mehrere, zum Theil radicale Aenderungen vorgenommen werden mußten, bis es endlich die gegenwärtige Gestalt erhielt, welche wir dem Leser nunmehr in einem skizzirten Abrisse darstellen wollen.

Seine Majestät, unser allgeliebter Kaiser, fanden sich durch »die Bereitwilligkeit, den Muth, die Standhaftigkeit und Treue, mit welcher die Gränzer sich bei jeder Gelegenheit dem Waffendienste gewidmet haben,« veranlaßt, mittelst allerhöchster Entschließung vom 7. August 1807, die unter dem Namen der Gränz-Grundgesetze bekannten Institutionen zu sanctioniren, durch welche »den

getreuen und tapfern Gränzern eine festere, dem Geiste der Zeit und der Nation anpassendere Verfassung gegeben; ihr Wohlstand im Ganzen dauerhafter begründet; das Recht der Gränzer klar und bestimmt ausgesprochen; ihre Pflichten als Staatsbürger nach der ihnen angewiesenen Bestimmung genau begränzt; die Willkühr in die Schranken des Gesetzes gebannt, und die Gränzer ihres Zustandes und Eigenthumes für immer gesichert wurden.« — Diese Grundgesetze theilen sich ab in die Verfassung und die Verwaltung des Landes. Wir wollen von beiden die Hauptgrundzüge in wenigen Andeutungen hier zusammen fassen, um den Leser sonach in das innere Leben des Gränzvolkes besser einführen zu können.

Verfassung.

Alle liegenden Güter in der Gränze werden als wahre Militär-Lehen behandelt, über welche Seiner Majestät das Obereigenthum zusteht. Diese Gründe werden dann an Besitzfähige als ein beständiges, unwandelbares, immerwährend erbliches Nutzeigenthum überlassen. Zum Erwerbe dieser Güter sind alle jene Personen ohne Einschränkung befugt, welche sich den Gränzobliegenheiten unterziehen, und für sich und ihre Familie die verfassungsmäßigen Pflichten übernehmen wollen.

Der Grundbesitz der Gränzer wird in Stammgut und Ueberland eingetheilt. Ersteres macht das Stammvermögen des Hauses aus, und darf, so wie der zum Stammgute gehörige fundus instructus nie verpfändet oder veräußert werden; das Ueberland aber kann, unter Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften, ganz oder theilweise verpachtet, verpfändet oder veräußert werden.

Um das Verhältniß der Größe des Stammgutes, zu jenem des Ueberlandes genauer zu bestimmen, wird der Grundbesitz der Gränzer nach Ansässigkeiten bemessen. Eine Viertel-Ansässigkeit enthält 6 Joch Grund à 1600

Quadratklafter, worunter ¼ Wiesen und ¾ Acker. Außer diesen gibt es noch Halbe, Dreiviertel und Ganze Ansässigkeiten, welche nach obigem Maßstabe 12, 18 oder 24 Joche Grund betragen. Kein Gränzhaus kann mehr als Eine Ganze Ansässigkeit als Stammgut besitzen; der Grund, den der Gränzer darüber besitzt, wird zum Ueberlande gerechnet.

Officiere, Geistliche und Beamte können zur Erbauung der Wohnhäuser nur Ein Joch Gartengrund; Handelsleute und Professionisten aber, welche als solche abgesondert von ihren Familien leben, in der slavonischen Gränze 3 Joch Grund eigenthümlich besitzen. Jeder weitere Grunderwerb ist diesen Individuen nicht gestattet; sie können jedoch über das ihnen gesetzlich zugestandene Eine Joch Haus- und Gartengrund frei verfügen.

Stirbt eine Gränzfamilie gänzlich aus, so kann der letzte Sprosse derselben über sein sämmtliches bewegliches Vermögen nach Belieben testiren; stirbt er ohne eine letztwillige Anordnung, so tritt die gemeine Erbfolgeordnung nach den deutsch-erbländischen Gesetzen über Erbfolge ohne Testament ein. Ueber das unbewegliche Vermögen jedoch, und den zum Stammgute gehörigen fundus instructus kann der Testirende nur zum Vortheile solcher Personen verfügen, welche nach dem Gesetze zum Erwerbe des Grundes in der Gränze befähigt sind; alle jene Erben aber, welche dieses Vorrechtes nicht theilhaftig sind, müssen sich entweder den Gränzobliegenheiten unterziehen, oder das Ererbte binnen zwei Jahren an Besitzfähige veräußern. In dem letztern Falle befinden sich alle jene Individuen, welche vom gemeinen Gränzstande zu Officieren oder Beamten vorgerückt sind, weil diese mit ihrer Beförderung aus dem obligaten Stande treten, somit auch alle hiermit verknüpften Rechte und Ansprüche verlieren.

Ein jedes Gränzhaus muß, wie es weiter unten zu

ersehen seyn wird, Soldaten unterhalten. Damit nun die Wirthschaft der Gränzhäuser durch die Abwesenheit der Dienstmänner nicht in's Stocken gerathe, ist es erforderlich, daß mehrere Menschen in einem und demselben Hause zusammen wohnen. Dieses Zusammenleben nennt man eine Haus-Communion. Zu den Mitgliedern einer Communion werden alle jene Personen gerechnet, welche in demselben Hause für beständig conscribirt sind, ohne Unterschied, ob sie von einer Familie des betreffenden Hauses abstammen, oder durch Adoption aufgenommen worden sind. Dienstboten, welche gegen einen bedungenen Lohn im Hause arbeiten, sind hiervon ausgenommen.

Die Aufsicht über sämmtliche Communionsglieder führt ein Hausvater, und an seiner Seite eine Hausmutter, welche Beide von den Familiengliedern durch Stimmenmehrheit gewählt werden. Sie führen das Hausregiment, und haben über Ordnung, Religion, Sittlichkeit zu wachen, und die Wirthschaft zu leiten.

Alle Mitglieder einer Haus-Communion haben gleiche Rechte und Obliegenheiten. Alle müssen, nach Maßgabe ihrer Kräfte und Eigenschaften, für das Haus arbeiten und dienen, und alle haben auf das gemeinschaftlich Erworbene gleiche Rechte und Ansprüche. — Was die Haus-Communion bei thätigem Betriebe und zweckmäßiger Verwaltung der Wirthschaft erspart, d. h., was sich nach Abschlag aller Bedürfnisse und Auslagen, als reiner Ueberschuß ergibt, wird unter die Communionsglieder getheilt. Als Maßstab hierzu dient die Anordnung, daß dem Hausvater und der Hausmutter, jedem zwei Theile; — jeder übrigen arbeitenden Person aber, ein Theil des Erworbenen gebührt. Dienstmänner bekommen ihren Theil, ohne Unterschied, ob sie zu Hause oder im Felde abwesend sind; aber nachlässige, arbeitsscheue Familienglieder sind von der Theilung ausgeschlossen.

Hieraus ergibt sich von selbst, daß ein jeder Hausgenosse Geldcapitalien, Geräthe, Einrichtungen ꝛc. für sich haben dürfe; liegende Güter darf jedoch keiner für sich besitzen. Eben so wenig darf er eine abgesonderte Wirthschaft, ein abgesondertes Gewerbe, oder sonst eine Beschäftigung für seine Rechnung treiben, die ihn von der gemeinschaftlichen Hausarbeit abhält. Wenn ein Familienglied liegende Güter, Wirthschaftsvieh u. dgl. durch Erbschaft erhält, so muß er solches entweder mit dem gemeinschaftlichen Hausvermögen vereinigen, oder, nach eingeholter obrigkeitlicher Erlaubniß, sich von der Communion trennen, und mit seiner Familie seine Erbschaft beziehen, oder selbe binnen zwei Jahren an Besitzfähige veräußern.

Jedes Mitglied einer Haus-Communion kann, mit Vorwissen und Einwilligung des Hausvaters, außer dem Hause auf Arbeit ausgehen, um sich etwas zu verdienen. Von diesem Verdienste muß jedoch ein bestimmter Theil an die Hauscasse abgegeben werden. Solche, welche ohne Einwilligung des Hausvaters auf einen besondern Erwerb ausgehen, müssen den ganzen Verdienst an die Hauscasse abgeben.

Alles, was ein Gränzer auf rechtmäßigem Wege für seine eigene Person erwirbt, ist sein freies Eigenthum, womit er nach Willkühr verfügen kann. Stirbt er ohne eine letztwillige Anordnung, so tritt die gemeine Erbfolgeordnung nach den deutsch-erbländischen Gesetzen ein, ohne Rücksicht auf die Haus-Communion.

Eine Haus-Communion kann sich auch in zwei oder mehrere Communionen trennen, wenn nach der Abtheilung jedes Haus noch so viel diensttaugliche Männer behält, daß nach der Enrolirungsvorschrift von jedem Hause wenigstens Ein Dienstmann enrolirt werden könne, und wenn ferner das gemeinschaftliche Vermögen groß genug ist, um bei der Abtheilung jedes Haus wenigstens mit

einer Halben Ansässigkeit, nebst den hierzu nöthigen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, dann dem zur Wirthschaft erforderlichen Vieh und Geräthe versehen zu können. Solche Familientheilungen können jedoch nur mit Bewilligung der Obrigkeit vor sich gehen. Uebrigens müssen hiermit alle großjährigen Männer des Hauses einverstanden seyn; auch müssen die Parteien noch vor der Theilung die Antheile, welche jede zu bekommen, so wie auch die etwa aus Privatschulden rc. entstehenden Lasten, welche jede zu tragen hat, genau ausgemittelt haben.

Eben so können Gränzfamilien, welche nicht zahlreich genug sind, um ihre Wirthschaft und den Dienst gehörig zu versehen, einzelne Fremde, oder auch ganze Familien in ihr Haus adoptiren, wenn sich diese den Gränzobliegenheiten unterziehen wollen. Hierzu ist auch immer die obrigkeitliche Bewilligung erforderlich.

Wenn Gränzer zu Officieren, Beamten, Geistlichen rc. rc. vorrücken, und so aus dem obligaten Stande treten, so verlieren sie alle Ansprüche auf das Vermögen ihrer Communion. Es hängt dann von der Willkühr ihrer Häuser ab, ob sie solche Individuen mit einem Equipirungsbeitrage oder einem sonstigen Douceur unterstützen wollen.

Töchter, welche aus einem Gränzhause wegheirathen, erhalten außer der landesüblichen Aussteuer, keine Abfindung.

Der ursprünglichen Bestimmung des Gränzinstitutes zu Folge, haben alle Gränzer, welche die Waffen zu tragen im Stande sind, die Verpflichtung zu persönlichen Kriegsdiensten in und außer der Gränze. Diese Verpflichtung, so wie alle übrigen Obliegenheiten des Gränzers, haften auf dem Grund und Boden. Kein Gränzer, d. h. kein Individuum, welches ein Militärlehen eigenthümlich besitzt, ist von der Militärpflicht ausgenommen. Selbst der Adel unterliegt diesem Gesetze, und kann sich demselben nur dann entziehen, wenn er seine Gränz-Stamm-

güter zum Behufe neuer Ansiedlungen der Gränze unentgeldlich überläßt. Solche Personen hingegen, welche keine Gränzwirthschaft besitzen, welche keiner Gränz-Communion angehören, und sich ausschließlich mit dem Betriebe des Handels, eines Gewerbes 2c. beschäftigen, sind für ihre Person vom Militärdienste befreit. Doch können auch dienstpflichtige Individuen mit höherer obrigkeitlicher Bewilligung ihre Entlassung erhalten, wenn sie in Cameral- und sonstigen Bedienstungen ihr Fortkommen zu finden glauben.

Von den waffenfähigen Männern einer Haus-Communion wird nur Einer oder Einige, nach einem gesetzlich bestimmten Verhältnisse, zum Militärdienste enrolirt; die Uebrigen werden dem Hause zum Betriebe der Wirthschaft belassen. Uebrigens unterliegen die Gränzsoldaten keiner Capitulation. Sie dienen so lange fort, als es der Dienst erfordert, und ihre Wirthschafts- und Familienverhältnisse gestatten. Wenn die enrolirten Männer in der Folge bei ihrer Wirthschaft unentbehrlich werden, so werden sie aus dem dienenden Stande ausgeschrieben, und ihr Abgang durch andere, von der Wirthschaft entbehrliche Individuen ersetzt. Ueberhaupt nimmt das Gesetz auf die Wirthschafsverhältnisse der Gränzer so viel Rücksicht, daß in dringenden Fällen derlei Ablösungen sogar im Kriege gestattet sind.

Die Gränzsoldaten erhalten nur die Armatur und Rüstung vom Aerario, und müssen bei allen ihren Dienstleistungen von ihren Häusern selbst bekleidet und verpflegt werden. Nur dann, wenn sie in's Feld ziehen, oder zu einem Dienste außer ihrem Regimentsbezirke commandirt werden, erhalten sie die Montur ab aerario, und treten in die, für die Linien-Truppen ausgemessene ärarische Verpflegung.

Als Entschädigung für die Auslagen, welche ein Gränzhaus bei der Unterhaltung der Soldaten zu tragen

hat, erhält dasselbe für jeden Dienstmann die, unter dem Namen des Dienst-Constitutivums bekannte, Befreiung von der Grundsteuer. Diese beträgt für jeden dienenden Mann vom Feldwebel abwärts, in Friedenszeiten zwölf Gulden, in Kriegszeiten aber, wo die Mannschaft in ärarische Verpflegung tritt, sechs Gulden jährlich. Ist der Betrag des Dienst-Constitutivums größer als jener der Steuerschuldigkeit, so wird der Ueberschuß dem betreffenden Gränzhause baar hinausbezahlt, im entgegengesetzten Falle aber von dem Steuerbetrage abgerechnet.

Zu den Obliegenheiten des Gränzers gehört noch schlüßlich die unentgeldliche Entrichtung der Hand- und Zugrobotten, zum Behufe jener Bauten und anderer Unternehmungen, welche zum allgemeinen Besten auf Staats- oder Gemeindekosten veranstaltet werden. Diese Verpflichtung theilt sich ab in die Aerarial- und Gemeinde-Arbeitsschuldigkeit. Erstere ist nach dem Grund und Boden, letztere nach dem Verhältnisse der arbeitsfähigen Männer, und der Zahl des Zugviehes bemessen. Zu den Aerarial-Arbeiten muß jedes Gränzhaus von jedem Joche Acker und Wiesen eine tägliche Hand- und eine halbe Zugarbeit leisten; Individuen, welche nicht zum obligaten Gränzstande gehören, entrichten diese Schuldigkeit im Gelde. Doch finden hiervon gesetzliche Befreiungen Statt. So ist z. B. jeder enrolirte Gränzer für seine Person frei; und solche Häuser, welche nur einen arbeitsfähigen Kopf zählen, so wie jene, welche allenfalls unter drei Männern, zwei Soldaten zu erhalten haben, sind von aller Hand- und Zugarbeit befreit. — Die unentgeldliche Gemeindearbeit darf in der Regel die Zahl von jährlich acht Handlangern auf einen arbeitsfähigen Kopf, und vier Tage auf das Stück Zugvieh nicht übersteigen. Auch sollen zur Zeit des Anbaues und der Ernte keine Arbeits-Commandirungen Statt finden.

Aus dieser kurzen Darstellung der Gränzverfassung ist es zu ersehen, daß militärische Widmung die oberste Bestimmung des Gränzers ist. Das Gesetz sucht alles zu entfernen, was diesem Zwecke entgegen seyn, und wodurch sich der Gränzer seiner ursprünglichen Bestimmung entziehen könnte. Darum ist auch die Widmung des Gränzers zum Handel und Gewerbe durch das Gesetz beschränkt.

Um nämlich dem Gränzstande keine tauglichen Individuen zu entziehen, werden nur jene obligaten Gränzknaben zur Erlernung zünftiger Professionen zugelassen, welche zu Kriegsdiensten nicht tauglich sind. Vollkommen taugliche Knaben können nur dann ein Gewerbe lernen, wenn sie sich verbindlich machen, sich in der Gränze niederzulassen, und dort das Gewerbe zu betreiben. Solche Gewerbe hingegen, die in der Gränze nicht zünftig sind, welche den Mann nicht ausschließlich beschäftigen, und gleichsam als eine Nebenbeschäftigung betrieben werden können, kann jeder Gränzer ohne Einschränkung lernen.

Der Handel mit Vieh und Früchten, und mit selbsterzeugten Producten aller Art, ist dem Gränzer ohne Einschränkung und ohne Entrichtung der Handels- oder sonstigen Steuer gestattet. Wenn sich aber der Gränzer von seiner Communion trennt, um sich ausschließlich mit dem Handel zu beschäftigen, so unterliegt er der Handelssteuer. — Mit Schnitt- und andern Waaren dürfen nur hierzu eigends befähigte Gewerbsleute handeln.

Verwaltung.

Die Eintheilung und Verwaltung des Landes gründet sich auf rein militärische Grundsätze. Das ganze Land ist in Regimenter eingetheilt, wie dieß in andern österreichischen Provinzen in Kreise, Comitate ꝛc. zu geschehen pflegt. Die Größe eines solchen Regimentsbezirkes ist nicht überall gleich; doch ist jedes groß genug,

um zur Zeit der Noth fünf vollzählige Bataillone im Felde zu unterhalten, und außerdem noch so viel Männer zu zählen, um den Cordon bewachen, die übrigen Landesdienste versehen und die Hauswirthschaft bestreiten zu können.

Unter den slavonischen Regimentern ist das Peterwardeiner das größte. Es faßt einen Flächenraum von 26 Quadratmeilen, und zählt 73.590 Einwohner. — Die meisten Regimenter führen den Namen einer in ihrem Bezirke liegenden Festung, oder sonst eines bedeutenderen Ortes. So hat das Brooder Regiment seinen Namen von der Festung Brood; das Gradiskaner von der Festung Alt-Gradiska; das Peterwardeiner von der Festung Peterwardein entlehnt. Wenige führen den Namen des Volkes selbst, z. B. das Likkaner Regiment in der kroatischen, das Wallach-illirische in der Banater, die Szekler und Wallachen Regimenter in der siebenbürger Gränze. Das in der slavonischen Gränze liegende Tschaikisten Bataillon bildet eine Art Donauflotte, und hat die Benennung von seinen Wasserfahrzeugen (Csaiken) erhalten. — Ein jedes Regiment ist wieder in zwölf, das Tschaikisten Bataillon in sechs Compagnien eingetheilt, zu welchen mehr oder weniger Dörfer gehören, je nachdem sie größer oder kleiner, mehr oder weniger bevölkert sind. Jede Compagnie führt den Namen desjenigen Ortes, in welchem der Commandant seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat.

Das, mit der Verwaltung des Landes beauftragte Personale, ist zum Theil rein militärischen, zum Theil politischen Standes. Zu den ersteren gehören die eigentlichen Feldofficiere, welche in Friedenszeiten die militärische Gewalt mit der bürgerlichen vereinigen, im Kriege aber den Gränzer in den Kampf zu führen haben. Zu den letzteren gehören die sogenannten Verwaltungs-Officiere, welches eigentlich Beamte sind, denen ein Of-

ficiers-Charakter verliehen wurde, um den an Kriegs-disciplin gewohnten Gränzer mehr imponiren zu können. Ihr Dienst beschränkt sich gänzlich auf ökonomisch-politische Fälle. Außerdem gibt es noch eigentliche Civil-Beamte, denen die Leitung einiger Nebenzweige der Landes-verwaltung anvertraut ist.

Den Befehl über ein Regiment führt ein Oberster. Dieser ist zugleich bürgerliches und militärisches Ober-haupt seines Bezirkes. Er wohnt mit den übrigen, zum Stabe gehörigen Personen, in dem ansehnlichsten Orte seines Regimentsbezirkes, welcher der Stabsort genannt wird. Der Stab des Brooder Regiments liegt in Winkovcze, des Gradiskaner zu Neu-Gradiska, des Peterwardeiner zu Mitrovitz, und jener des Tschaikisten Bataillons zu Tittel. — Zur Erleichterung seiner so ausgedehnten und vielfältigen Amtsverrichtungen, sind dem Obersten mehrere Individuen beigegeben, wovon einem jeden ein abgesonderter Geschäftszweig zur Verwaltung ausschließlich anvertraut ist. So z. B. führt das rein militärische Referat der Regiments-Adjutant, das ökonomisch-politische und polizeiliche der Verwaltungs-Hauptmann, das juridische der Auditor, das waldämtliche der Waldbereiter, und ein Bau-Hauptmann leitet die ärarischen Baulichkeiten. Jeder Referent ist für seinen Geschäftszweig verantwortlich, und steht unter den unmittelbaren Befehlen des Regiments-Commandanten.

Unter der Oberleitung des Obersten führt ein Hauptmann das Commando einer Compagnie. So wie der Oberste im ganzen Regimente, übt der Hauptmann in seiner Compagnie die militärische und bürgerliche Gewalt aus. Ihm zur Seite steht ein Verwaltungs-Officier, welcher ausschließlich mit der Leitung der ökonomisch-politischen und polizeilichen Geschäfte beauftragt, und dem Compagnie-Commandanten untergeordnet ist. — Die übrigen subalternen Officiere sind in den ansehnlicheren Dör-

fern der Compagnie, zu welcher sie gehören, vertheilt, und bilden hier die Ortsobrigkeit in militärischen und politischen Fällen. In solchen Dörfern endlich, in welchen sich keine Officiere befinden, ist das Orts-Commando einem Unterofficiere anvertraut.

Der Richter des Gränzers im peinlichen und bürgerlichen Fache, ist sein Officier. Die Schlichtung weniger bedeutender Klagen und Processe, so wie die Bestrafung geringerer Vergehen, geschieht bei der Compagnie. Um der Willkühr zu steuern, werden alle diese Gegenstände vor dem Compagnie-Gerichte verhandelt. Zu diesem Behufe wird die Sitzung (Session) alle Wochen einmal, gewöhnlich am Mittwoche, abgehalten. Alle Bitten, Klagen, Beschwerden ꝛc. werden bis zu diesem Tage verschoben; dringende Fälle werden jedoch ohne Aufschub vorgenommen. Bei dieser Sitzung sind außer dem Hauptmann, dem Verwaltungs- und den übrigen Feld-Officieren, noch einige Unterofficiere, und vertraute und rechtliche Ortsälteste gegenwärtig. Hier werden nur die fraglichen Gegenstände untersucht und entschieden, oder, wenn sie nicht in der Befugniß des Compagnie-Commando's liegen, dem Regimente zur Entscheidung vorgelegt. Proceßverhandlungen beginnen bei dem Regiments-Gerichte, von wo man weiter an das General-Commando, oder das Appellations-Gericht in Wien berufen kann. Die letzte Instanz ist der k. k. Hofkriegsrath.

An solchen Gerichtstagen müssen alle Orts-Commandanten bei der Compagnie erscheinen, und über alle jene Vorfallenheiten genauen Bericht erstatten, welche sich in der Woche zugetragen haben, wenn sie nicht schon in der Zwischenzeit angezeigt worden sind. Hierher gehören z. B. die Meldungen über die Vollziehung oder Unterlassung der ergangenen Compagnie- und höheren Anordnungen, der Bericht über den Zustand der Wirthschaft der Gränzer, über die vorgefallenen Todtenfälle ꝛc. Nächstdem

wird an solchen Tagen die Commandirung des Militärs, der Aerarial- oder Gemeinde-Arbeiten bewirkt; es werden Bitten und Klagen vernommen, Streitigkeiten geschlichtet, und zugleich die Regiments- oder höheren Befehle bekannt gemacht. Zu diesem Zwecke muß ein jeder Orts-Commandant ein Befehls-Protokoll unterhalten, in welches alle jene Befehle und Verordnungen eingetragen werden, die bei der Sitzung verhandelt worden sind. Jeder Orts-Commandant nimmt sein Protokoll mit sich, läßt am Abende des nämlichen Tages, oder bei weiter entfernten Dörfern, am folgenden Tage, die ganze Dorfgemeinde versammeln, und ihr die Befehle, Anordnungen, Urtheile rc. vorlesen, wenn diese nicht, ihrer Wichtigkeit oder Dringlichkeit wegen, schon früher zur allgemeinen Kenntniß gebracht worden sind.

Auf eine ähnliche Art werden beim Regimentsstabe wöchentliche Sessionen unter dem Vorsitze des Regiments-Commandanten, und im Beiseyn der übrigen Stabsofficiere, abgehalten. Jeder Referent bringt hier diejenigen Gegenstände zur Sprache, welche in sein Fach einschlagen, und einer näheren Erörterung bedürfen. — Criminalfälle werden im Regiments-Gerichte abgehandelt. Dieses ist eigentlich ein Kriegsgericht, welches aus dem Auditor, mehreren Ober- und Unterofficieren und Gemeinen zusammengesetzt ist, und bei welchem ein Stabsofficier das Präsidium führt. Nach den österreichischen Kriegsartikeln werden jedoch nur jene Individuen abgeurtheilt, welche sich im Dienste als Soldaten eines Verbrechens schuldig gemacht haben; Vergehungen außer dem Dienste werden nach der allgemeinen Strafnorma bestraft.

Die nächste vorgesetzte Stelle eines Regiments ist die Brigade, welche gewöhnlich immer zwei Regimenter zu respiciren hat, und unter den Befehlen des Landes-General-Commando steht. Der Sitz des slavonischen General-Commando ist zu Peterwardein. Sämmtliche Gränz-

General-Commanden stehen unter dem k. k. Hofkriegsrathe zu Wien.

Sämmtliche Officiere und Beamte der Militärgränze sind an Rang und Charakter den übrigen k. k. österreichischen Officieren und Beamten gleich. So überflüssig diese Bemerkung auch zu seyn scheint, so nothwendig ist sie, um die irrigen Begriffe mancher Menschen zu berichtigen, welche da meinen, ein Gränzofficier sei nur in Reih und Glied ein wirklicher Officier, und lege zu Hause, d. h. außer dem Dienste seine Würde ab. Officiere und Beamte genießen eine, ihrem Charakter angemessene Besoldung, und dürfen übrigens, wie es schon oben bei der Darstellung der Gränzverfassung gesagt worden ist, weder eine Wirthschaft halten, noch sich sonst mit irgend einem Erwerbe beschäftigen.

Von der so eben dargestellten militärischen Verwaltungsart sind nur die sogenannten Communitäten ausgenommen. Hierunter werden jene Städte und Marktflecken verstanden, welche zwar in dem Gebiethe der Militärgränze liegen, aber durch ein ausschließliches Privilegium Seiner Majestät nicht unter der Gerichtsbarkeit des Regiments stehen. Communitäten sind also in der Gränze ungefähr das, was die landesfürstlichen Städte in Oesterreich sind. Sie werden meistens von Kaufleuten und Handwerkern, größtentheils aber auch von Bauern bewohnt, welche unter der Gerichtsbarkeit ihres eigenen Stadtmagistrats stehen. Dieser besteht aus einem Bürgermeister und einem Syndicus, welche beide Stellen gewöhnlich durch Officiere aus dem Pensionsstande besetzt werden; dann aus mehreren Räthen, Beisitzern und Stadtschreibern. Die Gerechtigkeit wird nach dem österreichischen Civilrechte gepflegt. Die Proceßverhandlungen gehen durch das General-Commando und das Appellationsgericht in Wien an den Hofkriegsrath, welche Stelle die letzte Instanz ist. — Die Communitäten sind zur Stellung von

Soldaten nicht verpflichtet, müssen aber in Kriegszeiten zur Landesvertheidigung, sowohl an Mannschaft, als an baarem Gelde ihr Schärflein beitragen.

Der wichtigste Dienst der Gränztruppen, zur Zeit des Friedens, besteht in der Bewachung des Cordons. Hierunter versteht man jenes ununterbrochene System von Wachen, welches längs dem ganzen türkischen Gebiethe aufgestellt ist, und von der südlichsten Spitze der kroatischen Gränze bis zum nördlichsten Gränzpuncte Siebenbürgens, eine Linie von 227.7 geographischen Meilen ausmacht. Die Länge des slavonischen Cordons beträgt 61 geographische Meilen. Der Zweck des Gränzcordons ist mehrfach und wichtig. Einer der vorzüglichsten ist, um die Gränze, und die rückwärts derselben gelegenen österreichischen Provinzen gegen außerordentliche feindliche Angriffe, und gegen den Einbruch der Pestkrankheit zu schützen, welches Uebel in den türkischen Provinzen fast ununterbrochen wüthet. Hiernächst soll der Gränzboden das Aerarium gegen Bankalbeeinträchtigungen sichern, und die Desertion, so wie die Einwanderung von schlechtem und unnützen Gesindel verhindern.

Zu diesem Behufe sind längs der ganzen Nachbarschaft mit den Türken, mehrere Festungen angelegt, unter welchen Peterwardein, die aber von der Sawe etwas entfernt liegt, die wichtigste ist. Außer der eben genannten, befinden sich in der slavonischen Gränze die Festungen Brood und Alt-Gradiska. Einer jeden Gränzfestung gegenüber haben auch die Türken Festungen gebaut, welche aber, mit einziger Ausnahme des zu Serbien gehörigen Belgrads, sämmtlich in einem schlechten Zustande sich befinden.

Außer diesen Festungen sind zwischen denselben längs dem türkischen Gebiethe Wachthäuser (Csardaken) aufgestellt. Ihre Entfernung ist durch Localitäten bedingt, indem sie in freien Gegenden, wo die Aussicht durch keine

Hindernisse gehemmt wird, weiter von einander stehen, in waldigen, gebirgigen Gegenden aber näher an einander gereiht sind. Sie werden überhaupt so gestellt, daß ein jedes Wachthaus seine beiden Nachbarn sehen kann, und daß also kein Fleck an der ganzen Cordons-linie unbewacht bleibe. Die Csardaken sind von Holz erbaut, und stehen auf mehreren eichenen Pfählen, einige Schuhe über dem Boden erhöht, theils um den Gesichtskreis zu erweitern, theils auch wegen den häufigen Austretungen der Sawe. Ihre Größe hängt von der Wichtigkeit des Postens ab. Das eigentliche Wachtzimmer ist ringsum, oder auch nur auf drei Seiten, mit einem Gange umgeben, welcher auf Brusthöhe verschallt ist, und unter der Rösche des Hauptdaches liegt. Hier werden die Schildwachen zur Beobachtung aufgestellt. Zum Aufgange dient eine Leiter, welche man in die Csardake hinauf ziehen kann, wenn der Wache eine Gefahr droht. Zu demselben Zwecke ist der Fußboden der Wachthäuser mit Schießlöchern versehen, um auch nach abwärts schießen zu können. — In bedenklichen Fällen, und wenn Zeit und Umstände mit einer besonderen Gefahr drohen, werden zwischen den hier beschriebenen Csardaken noch temporäre Wachen, sogenannte Zwischenposten, aufgestellt, und so der Cordon verstärkt.

Die ganze Cordonslinie eines Regiments steht unter den Befehlen eines Cordons-Commandanten, welches ein Stabsofficier oder ein Hauptmann ist. Unter seiner Oberaufsicht haben andere subalterne Officiere gewisse Cordonsstrecken zu befehligen, und die Mannschaft einer jeden einzelnen Csardake hat an ihrer Spitze einen Unterofficier. — Da diese Csardaken von den Häusern der Gränzsoldaten oftmal ziemlich entfernt sind, so wird die Wache nur alle Woche einmal abgelöst. Während dieser Zeit muß sich die Wachtmannschaft aus Eigenem verkösten.

Die Hauptobliegenheit der Cordonswache besteht darin,

genau darauf zu sehen, daß außer den zum Verkehr mit den Türken bestimmten Rastelltagen (Markttagen) Niemand, unter keinem Vorwande, aus dem jenseitigen Gebiete herüber komme. Jeder Gewalt wird wieder Gewalt entgegen gesetzt, und solche, welche einen Uebergang in das österreichische Gebiet erzwingen wollten, werden, besonders zur Pestzeit, ohne weiters erschossen. An solchen Orten jedoch, wo Contumaz-Anstalten errichtet sind, ist es erlaubt, Leute zu jeder Zeit herüber zu lassen, weil hier zu jeder Stunde jene Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden können, welche zur Verhüthung der Pestkrankheit erforderlich sind.

An der sogenannten trockenen Gränze, wo nämlich das österreichische Gebiet nicht durch Flüsse, sondern durch Hunken, Gränzzeichen, von den türkischen Ländern geschieden ist, ist die Bewachung des Cordons noch schwieriger und gefahrvoller. Obwohl hier die Csardaken näher an einander gerückt sind, so ist doch gewöhnlich die Gegend zu sehr mit Gebirgen und Wäldern durchzogen, als daß es der Cordons-Mannschaft leicht möglich wäre, das Hindurchschleichen der Schwärzer und Diebe, oder den Einbruch jenseitiger Räuberbanden zeitlich genug zu entdecken und zu verhindern. In solchen Fällen ist die militärische Cordons-Linie noch durch eine Art Cordons-Polizei (Seressaner) verstärkt. Dieß sind Gränzer, welche gleich den wirklich Dienenden behandelt, aber bloß nur ausschließlich zum Cordons-Dienste verwendet werden. Sie bringen demnach ihre ganze Dienstzeit auf dem Cordone zu. Sie stehen unter den Befehlen der Bassen, welche wieder dem Cordons-Commandanten untergeordnet sind. Ihre Kleidung und Bewaffnung ist in vielen Stücken jenen der Türken ähnlich, was ihnen bei ihren Ausflügen in's jenseitige Gebiet oftmals sehr nützlich ist. Ihr Dienst ist mit sehr vielen Gefahren verbunden. Sie müssen für die Sicherheit der Gegend wachen, verdächtige

Leute beobachten, die Streifereien der raubsichtigen Bosnier hintertreiben; das den Gränzern gestohlene oder geraubte Vieh und andere Sachen, im jenseitigen Gebiete auskundschaften und wieder dem Eigenthümer zu verschaffen trachten 2c. Eine der gefährlichsten Aufgaben des Seressaners ist jedoch die Einfangung der Diebe und Räuber, und Verfolgung der Räuberbanden. Aller dieser Aufträge wissen sie sich mit eben so viel Klugheit als Muth und Tapferkeit zu entledigen. Haben sie nur einmal die Spur einer bosnischen Räuberbande entdeckt, so ruhen sie nicht, bis sie selbe zum Theil eingefangen, zum Theil versprengt, und für die Folge unschädlich gemacht haben. Dieß ist besonders dann der Fall, wenn die Obrigkeit es für gut findet, auf den Kopf eines berüchtigten Räubers einen Preis zu setzen. Dann ruht der Seressaner nicht, bis er sich den Preis verdient hat. Er verfolgt die Spur des Proscribirten so lange, bis er endlich seinen Aufenthalt ausgekundschaftet hat. Dorthin begibt er sich dann, entweder allein, oder in Begleitung einiger Kameraden, und bietet jeder Gefahr Trotz. Kann er nun den Geächteten nicht lebendig einfangen, so streckt er ihn auf gut weidmännisch nieder, schneidet ihm mit seinem Hăncsar den Kopf ab, steckt diesen in seine Torba, und übergibt ihn dann der Obrigkeit, die ihm nun den versprochenen Preis auszahlt. — Man sieht leicht ein, daß dieser Dienst den Seressaner in häufige Collisionen mit seinen türkischen Nachbarn bringen muß, die nicht selten auch sein Leben mit Gefahr bedrohen. In der That kommt auch wohl nie ein Seressanertrupp mit einer bosnischen Bande zusammen, ohne daß nicht dem Tode einige Opfer gebracht werden. In solchen Fällen kann der Seressaner sein Leben nur dadurch retten, daß er seinen Gegner scharf auf's Korn faßt, und schnell genug losdrückt.

Es ist schon oben erinnert worden, daß es den

Türken nicht gestattet ist, zu jeder Zeit und an jedem Orte herüber zu kommen. Wer immer von türkischer Seite herüber will, muß sich der Quarentaine in dem dazu bestimmten Contumazhause unterziehen. Die slavonische Gränze hat zwei solcher Contumaz-Anstalten, nämlich zu Brood und Semlin. Jeder, der über die Sawe herüber kommt, muß sich in die Contumaz begeben, welche immer strenge bewacht wird. Die Dauer der Contumazzeit ist verschieden, je nachdem die Nachrichten der kaiserlichen Consule über den Gesundheitszustand der Türken lauten. Sie kann 10, 20 bis 42 Tage dauern. Jedes Contumazamt hat noch seine Filialen, welche man Rastellämter nennt, und die bloß nur zur Erleichterung des Verkehres mit den Türken errichtet sind, indem an solchen Orten die Markttage abgehalten werden.

Bei diesen Rastellplätzen kommen nun an den bestimmten Markttagen die Türken über die Sawe herüber, um zu handeln. Die Ueberfuhr geschieht in Kähnen und etwas größeren Nachen, und weil eine solche Ueberfuhr in der Landessprache Skella genannt wird, so nennt man auch die Markttage selbst Skellatage. An den Rastellplätzen ist man keiner Contumazsperre unterworfen; nur darf man mit den Jenseitigen in keine persönliche Berührung kommen. Wer von einem Türken berührt wird, muß sogleich in die Contumaz wandern. Zur Verhinderung solcher Berührungen ist der Marktplatz mit einer doppelten Barriere umgeben. Der Standort der Türken ist ganz umzäunt; die Christen stehen hinter einem Geländer, den Türken gerade gegenüber. Beide Parteien sind so weit von einander entfernt, daß sie sich wohl bequem besprechen, aber einander nicht mit den Händen berühren können. Zwischen ihnen steht eine Bude, in welcher der Reinigungsdiener steht, und genau Acht gibt, daß zwischen den Türken und den österreichischen Unterthanen keine Berührung Statt findet. Mehrere Schildwachen sind zu dem-

selben Zwecke aufgestellt. Vor dem Reinigungsdiener steht eine große Schüssel mit Essig gefüllt. Hat nun der Türke einem Christen eine Zahlung zu leisten, so zählt er das Geld auf den Tisch hin, wobei der Betreffende zusieht, daß die Zählung richtig geschehe. Hierauf wirft der Türke das Geld in die Essigschüssel, wodurch der Ansteckung vorgebeugt wird. Der Reinigungsdiener nimmt endlich das Geld aus der Schüssel heraus, und stellt es dem Betreffenden zu. Wenn ein Christ einen Türken zu bezahlen hat, so braucht es natürlich nicht so vieler Umstände. Man legt nur das Geld auf den Tisch, wovon sich's der Türke nimmt. — Wer sich in das türkische Gebiet hinüber begeben, und an demselben Tage wieder zurückkehren will, muß einen Mauthaufseher mit sich nehmen, welcher bezeugen muß, daß der Reisende mit den Türken in keine Berührung gekommen sey; derjenige, welcher mit einem Jenseitigen auf was immer für eine Art in Berührung kommt, muß sich ohne Widerrede der Contumazsperre unterwerfen.

Noch strenger werden die Waaren untersucht und von den Ansteckungsstoffen der Pestkrankheit gereinigt. Dasselbe gilt von Briefen, indem alle aus der Türkei herüber kommenden Briefe eröffnet, durchlöchert, geräuchert und gereinigt, dann erst wieder versiegelt und weiter befördert werden.

Die Haupt-Niederlage der türkischen und österreichischen Waaren ist Semlin. Zu ihrer Aufbewahrung sind viele Magazine und Vorrathshäuser auf ärarische Kosten erbaut. — Die Hauptausfuhrs-Artikel sind: Tücher, Leinwand, Glaswaaren, Körnerfrüchte rc. Eingeführt werden Saffianleder, Baumwolle, allerhand Zeuge, Tücheln, Shawls, Wachs, Honig rc.

Volk.

Ueber die Abkunft der Bewohner der Militärgränze überhaupt, und jene der slavonischen insbesondere, ist schon viel, aber wenig Richtiges geschrieben worden. Einige Berichterstatter wollen uns in allem Ernste beweisen, die Gränzer seien erst gestern, weiß Gott woher! in das wüste Land eingewandert; andere behaupten, daß in dem verhältnißmäßig nur kleinen Raum der Militärgränze, die Völkerschaften so verschiedener Abkunft und Zunge sich zusammengedrängt haben, daß man meinen sollte, sie wollen uns die berühmte Scene beim babylonischen Thurmbaue recht anschaulich vor das Auge, oder vielmehr vor das Ohr, führen; und wieder andere, welche in dieses Geheimniß am tiefsten eingedrungen zu seyn wähnen, geben uns nicht undeutlich zu verstehen, daß die Gränzer einst gar keine Sprache gehabt, sondern erst von den Ungarn und Türken reden gelernt haben. Man muß gestehen, daß diese Meinungen eben so kühn als originell sind, nur schade, daß sie am Prüfstein der Geschichte die Probe nicht bestehen! Wir wollen es demnach wagen, in puncto quaestionis anderer Meinung zu seyn, und wollen hier unsere Gedanken einfach und schlicht der Prüfung des unbefangenen Lesers vorlegen, ohne jedoch im Mindesten gegen die obigen Hypothesen anzukämpfen, oder uns gar die undankbare Mühe zu geben, ihre Erfinder eines Andern überführen zu wollen.

In der Gränze sind die Völkerschaften bei weitem nicht so bunt durch einander geworfen, wie es uns Mancher gerne glauben machen wollte. Wenn es in dem »Miniaturgemählde von Dalmatien und Croatien« heißt: »Die Militärgränze wird von sehr verschiedenen Völkern bewohnt, nämlich von Croaten, von Slavoniern, Serben, Bosniern« ꝛc., so ist das eben so viel, als, um ein Beispiel im Großen zu wählen, wenn man sagen wollte: Deutschland wird von sehr verschiedenen Völkern bewohnt, nämlich von Oesterreichern, Baiern, Sachsen, Würtembergern ꝛc.; denn so wie sich die zuletzt genannten Völker mit Recht deutsche Brüder nennen, so gehören auch erstere alle zu einem und demselben Stamme; sie sind insgesammt Abkömmlinge der großen slavischen Familie. Ob nun die Bewohner der slavonischen Militärgränze, mit welchen wir uns gegenwärtig vorzugsweise beschäftigen, insgesammt Abkömmlinge der alten Slavonier sind, oder ob es nicht unter ihnen auch Familien gibt, deren Ahnherren nicht in gerader Linie von Japhet, dem Erzahnherrn aller Slaven, abstammen, ist eine Frage, die sich nicht mit diplomatischer Treue nachweisen läßt, und die ohne Zweifel auch eine jede andere Nation in grausame Verlegenheit bringen könnte. Dessen ungeachtet können wir mit gutem Gewissen behaupten, daß unter den heutigen Bewohnern der slavonischen Gränze die Slaven das Haupt- und Kernvolk bilden. Neben ihnen wohnen dort noch etwa zweitausend Clementiner, und vielleicht eben so viel Deutsche, welche sich in neuerer Zeit in jenen Gegenden angesiedelt haben. Hiernächst trifft man noch hie und da einige Zigeunerfamilien an, welche aber selten bleibende Wohnsitze aufschlagen, sondern ihr altgewohntes Wanderleben fortführen, und das Diebeshandwerk betreiben. Juden, Armenier, Griechen ꝛc. durchziehen wohl das Land als Hausirer, Spekulanten, Kaufleute ꝛc.; haben sich aber in der Gränze nirgends häuslich nieder-

gelassen, und erscheinen hier durchaus als Fremde. — Wir wollen nun diese verschiedenen Völkerschaften in abgesonderten Abschnitten behandeln, um Wiederholungen zu vermeiden, und dem Leser die Uebersicht zu erleichtern, und beginnen mit dem Hauptvolke der slavonischen Militärgränze, nämlich mit den

I.

Slaven.

1.

Abstammung, Sprache und Religion, körperliche und geistige Bildung.

Die heutigen Slaven in der Militärgränze sind Serben, und Abkömmlinge jener alten Slaven, welche noch in grauer Vorzeit die Gegenden zwischen der Donau und dem adriatischen Meere besetzten. Ueber den Zeitpunct ihrer Einwanderung sind die Meinungen der Geschichtsforscher verschieden. Einige setzen denselben in die Mitte des siebenten, Andere in die Mitte des sechsten Jahrhunderts; und noch andere behaupten, die Slaven seien schon in der frühesten Vorzeit, wo noch alle Geschichte schwieg, in diesen Gegenden heimisch gewesen. Merkwürdig sind in letzterer Beziehung die Worte eines unterrichteten Rezensenten, welche derselbe bei Gelegenheit einer ähnlichen Frage in den Annalen der Litteratur und Kunst vom Jahre 1810, S. 436, niedergeschrieben hat. »Voltiggi, Appendini, so wie vor und neben ihm andere dalmatinische Schriftsteller,« heißt es an der angeführten Stelle, »gebrauchen die Benennung Illyrisch als der von Slavisch ganz synonym, in der Meinung, daß die alten, in der römischen Geschichte so berühmten Illyrier, die Stammväter der Slaven gewesen seien,

und slavonisch gesprochen, und sich von diesem ihren Ursitze aus nordwärts, über das alte Pannonien und Dazien, nach Pohlen, Böhmen und Rußland verbreitet haben; welche Meinung aber von den deutschen Geschichtsforschern nicht sowohl widerlegt, als aufgegeben worden. Widerlegt wird sie seyn, wenn einmal ein schulgerechter, schlözerisch vorbereiteter Sprach- und Geschichtsforscher *), die in den griechischen und römischen Classikern für illyrisch und dazisch ausgegebenen Worte, Personen-, Orts-, Fluß- und anderer Benennungen, wie es Fortis schon vorgeschlagen, und P. Appendini, nur mit zu schwachen Kräften versucht hat, untersucht, und für nicht-slavisch wird bewiesen haben! Bishin wollen wir mit denjenigen, die der Tradition, »daß Pannonien und Illyrien, oder wenigstens nach Westen das Donauufer in Ungarn, der Ursitz der Slaven sei,« glauben, Geduld und Nachsicht haben. Denn, wenn schon der Name der Slaven erst im sechsten Jahrhundert in die römischen Geschichtsbücher kommt (vielleicht schon früher im Strabo); konnten sie nicht früher unter anderen Namen (Illyrier, Geten, Daken, Pannonier ꝛc.) versteckt gewesen seyn? Kommen doch auch die Griechen immer nur als Graeci, nie als Hellenen; und die Deutschen als Germanen, nie als Deutisci, bei den Römern vor! Dazu kommt, daß keine Geschichte die Zeit der Einwanderung der Slaven über die Donau angibt ꝛc.« — Die weitere Untersuchung dieser Frage müssen wir Männern überlassen, welche hierzu berufen sind. Wir wollen hier nur die Meinung derjenigen näher beleuchten, welche den Gränzslaven durchaus nicht in der historischen Vorzeit suchen

*) Wir haben einen solchen an unserem Schaffarik gefunden. Möge es seiner Muse gefallen, sich noch ferner mit dem serbischen Volke zu beschäftigen, dessen Geschichte so sehr verwaiset ist!

wollen, sondern den Zeitpunct seiner Ansiedlungen in der Gränze bis auf unsere Zeiten herabführen.

Es ist bereits mit historischer Gewißheit dargethan, daß die südlichen Slaven schon vor zwölf Jahrhunderten jene Gegenden inne gehabt haben, in welchen sie noch heute anzutreffen sind, und daß sie dort mehrere Staaten gründeten. Alle diese, einst selbstständigen Reiche, verloren in der Folge ihre Unabhängigkeit; Croatien, Slavonien, Bosnien und Serbien erlagen dem blutigen Schwerte kühner, erobernder Horden, und sanken allmählig in den Staub der Sclaverei. Dieses Factum hat uns die Geschichte treu aufbewahrt; sie gibt den Zeitpunct, wann diese Länder gefallen, nebst den Umständen und Verhältnissen, welche ihren Sturz nach sich zogen, eben so wahr, als umständlich und erschöpfend an; — aber nirgends lehrt uns die Geschichte, daß ein Eroberer diese Länder, und namentlich Slavonien, entvölkert, oder seine Bewohner, wie einst Nebukadnezar die Juden, dem heimathlichen Boden entrissen, und in eine fremde Gegend hinweggeschleppt hätte. Eben so wenig erwähnt die Geschichte einer Entvölkerung durch eine allgemeine freiwillige Auswanderung aus Slavonien, außer man wollte dem Umstande einige Bedeutung beilegen, daß vielleicht jährlich ein Paar Dutzend Verbrecher sich in die bosnischen und serbischen Gebirge flüchten, um dem Arme der Gerechtigkeit zu entgehen? Warum will man also die slavonische Gränze erst in der neueren Zeit durch Slaven bevölkern lassen? Wohin soll denn das Volk, das ehemals ein ganzes Königreich bildete, verschwunden seyn? Die häufigen Einfälle der Türken waren wohl dem Lande verderblich, und das Schwert der Ungläubigen hat die Eiwohner Slavoniens zu verschiedenen Zeiten empfindlich gelichtet; aber ausgerottet hat es sie gewiß nicht. Wenn die Wuth der Türken den unterjochten Völkern mit einer gänzlichen Vernichtung gedroht hätte, so würde dieses Los offenbar

cher die Serben und Bosnier getroffen haben, über welche sich der jedesmalige Anfall der Türken in seiner ganzen verderblichen Kraft wälzen mußte, um erst den Slavonier zu erreichen. Und doch will man Slavonien von Serbien aus bevölkern lassen! Wohl haben serbische Auswanderer zu verschiedenen Zeiten, und in mehr oder minder zahlreichen Massen den flüchtigen Fuß auf slavonischen Boden gesetzt; aber diese werden sich gewiß nicht auf den schmalen Landstrich der slavonischen Militärgränze beschränkt, sondern sich tiefer nach Ungarn hinein gezogen haben, welches letztere Engel in seiner Geschichte der Ungarn an mehreren Stellen ausdrücklich bezeuget. Hier bevölkerten die flüchtigen Serben mehrere Gegenden an der Theiß und Marosch, und streiften mit ihren Niederlassungen an der Donau bis an Pest und Ofen herauf. Daß viele serbische Familien, welche gezwungen waren, den heimathlichen Boden zu verlassen, sich bei ihren Stamm- und Sprachverwandten Brüdern diesseits der Sawe niedergelassen haben, kann nicht geläugnet werden; hieraus läßt sich aber noch nicht erweisen, daß die slavonische Gränze mit lauter Flüchtlingen bevölkert worden wäre. Es würden sich wohl noch mehrere andere Staaten nachweisen lassen, deren Bevölkerung sich durch Einwanderungen vermehrt hat, ohne daß man hiebei ihre Ureinwohner übersehen hätte, wie man dieses bei den slavonischen Gränzern zu thun geneigt ist. —

Die Gränzer in Slavonien sprechen ihre eigene Sprache, die slavonische. Sie ist ein Dialekt der serbischen, wie denn überhaupt Slavonier und Serben Abkömmlinge eines und desselben Volksstammes sind. Die slavonische Sprache theilt sich wieder in zwei Mundarten, die eigentliche slavonische und die syrmische. Beide sind unter sich, und von der reinserbischen Mundart nur in der Aussprache des Vokales je verschieden. Während nämlich der Serbe ie schreibt und spricht, gebraucht der Syrmier

nur das reine e, und der Slavonier das i; z. B. liepo, lepo, lipo schön, bielo, belo, bilo, weiß u. s. w. Geschrieben wird die serbische Sprache in zweierlei Gestalten, nämlich mit lateinischen, und mit serbischen oder russischen Buchstaben, welcher letzteren sich aber ausschließlich nur die Bekenner der griechisch nicht unirten Religion bedienen. Die serbischen Buchstaben bestehen eigentlich aus dem alten kyrillischen Alphabete, welches in neuerer Zeit, besonders durch die erfolgreichen Bemühungen unseres mit Recht gepriesenen Wuk Stephanowitsch, der Eigenthümlichkeit der serbischen Sprache mehr angepaßt wurde.

Die serbische Sprache, welche in Istrien, Südostkroatien, Dalmatien, Slavonien, Syrmien, Banat und Batschka, dann im türkischen Gebiete in Serbien, Bosnien, Herzogowina und Montenegro, von mehr als fünf Millionen Menschen gesprochen wird, ist unter allen südslavischen Sprachen die kräftigste und lieblichste. Dieses Lob würde in dem Munde eines Serben zu parteiisch klingen, wenn es nicht schon lange früher von Männern anderer Nationen ausgesprochen worden wäre, welche in der Sprachwissenschaft und Litteratur ein vollgültiges Stimmrecht sich erworben haben. Die Sprache des Serben ist höchst singbar und wohlklingend, und wegen ihrer auf lauter Vokale endenden Flexionsformen, ihrer artikellosen Deklination und pronomlosen Konjugation, — der antiken Grazie der hellenischen Sprache fähig. Obradowitsch und Stephanowitsch, welche sie erst vor kurzem gleichsam aus dem Dunkel der Vergessenheit gerissen, haben uns einen Vorgeschmack dessen geliefert, was diese so wort- und formreiche, so höchst bildsame Sprache leisten wird, wenn einmal auch ihre Litteratur die Zeit der Blüthe erreicht haben wird. Möchten nur recht viele, mit Kraft, Talent und Ausdauer ausgerüstete Serben

die Bahn betreten, welche jene beiden Männer mit so glücklichem Erfolge eröffnet haben.

Die serbische Sprache ist eine Originalsprache, trotz dem, daß sie ein, sonst mit Recht geachteter, Litterat für eine gemengte Sprache erklärt, und sich sogar die undankbare Mühe gibt, ein Rezipe zu entwerfen, nach welchem sie aus andern Sprachen zusammengesetzt seyn soll!!! Der Serbe hat wohl viele Wörter aus fremden Sprachen in die seinige aufgenommen, aber von diesem Vorwurfe ist keine Nation des Erdbodens ganz frei. Wie ein Volk mit einem anderen in politische und geistige Berührung tritt, und den Austausch der Bedürfnisse, der Ideen und Begriffe anknüpft; so eignet es sich mit diesen auch die ursprünglichen Benennungen und Bezeichnungen an. »Die gründliche Sprachforschung,« sagt der gelehrte Grimm in seiner Vorrede zu Wuk's Stephanowitsch kleiner serbischer Sprachlehre, »erkennet die Nothwendigkeit der Einmischung einiger fremden Bestandtheile in beinahe jeder Sprache an. Sie sind festigender Mörtel und füllen Lücken aus, ja sie dienen wohl dem Ausdrucke zur Färbung und Schmeidigung; doch bisweilen gehen sie blos (und das ist bei den Wörtern, welche die Serben aus der türkischen Sprache entlehnt haben, meist der Fall) aus dem Einflusse fremder Oberherrschaft hervor, deren gesetzliche Einrichtungen und Würden unübersetzbar bleiben . . . Es ist auffallend, »heißt es weiter unten,« wie rein sich die südslavischen Dialekte von italienischen und ungrischen Wörtern erhalten haben, da doch umgekehrt aus ihnen eine Menge in das Ungrische eingeflossen sind.«

Neben der serbischen ist die deutsche Sprache in der Gränze am meisten ausgebreitet. Sie ist die Dienst- und Geschäftssprache, und wird in den vielen Schulen der Jugend gelehrt. Sie wird jetzt fast in der ganzen Gränze ziemlich rein und geläufig gesprochen, kann aber doch nicht so recht zur Umgangssprache erhoben werden. — Der

Serbe liebt seine Muttersprache, weil er ihre Schönheit fühlt. Der Gränzer kommt in vielfache Gelegenheiten, fremde Sprachen zu lernen. Er thut es auch sehr gerne, und hält sich dann auf seine Sprachkenntnisse nicht wenig zu Gute; aber in einem herzlichen Verkehre mit geprüften Freunden, in einem traulichen Gespräche mit geliebten Personen, drückt er sich am liebsten in seiner eigenen Sprache aus. Selbst Jene, welche aus einem übel verstandenen Stolze, oder einer unzeitigen Vornehmthuerei sich einer fremden Sprache bedienen, kehren oft und gerne zu ihrer eigenen zurück. Doch gibt es wohl auch Einige, welche, von eifrigen Proselytenmachern bethört, lieber eine fremde Sprache radebrechen, und welche hoch und theuer schwören, nach einem zehnmonatlichen Aufenthalte in Sárospatak — ihre Muttersprache rein vergessen zu haben. —

Die herrschende Religion ist, wie in unserer Monarchie überhaupt, die katholische; aber ein sehr großer Theil, oder vielmehr die Hälfte der Bewohner des Landes, bekennt sich zum griechisch nicht unirten Ritus. Von den neu angesiedelten Deutschen sind die meisten reformirt. Unirte Griechen kommen nur in unbedeutender Anzahl vor, und Juden trifft man gar keine. — Den Griechen nennt der Katholike spottweise Wlá oder Rácz, wofür der Katholike wieder mit dem Spottnamen Shokacz bezeichnet wird. Uebrigens herrscht unter den beiden Religionsparteien die vollkommenste Duldung und Ruhe. Nur die Verschiedenheit des Kalenders wirkt zuweilen auf diese Verträglichkeit störend ein. Der nicht unirte Serbe hat nämlich, gleich seinem russischen Glaubensbruder, bis auf den heutigen Tag den alten julianischen Kalender beibehalten. Da dieser nun bekanntlich um ganze zwölf Tage hinter der wahren Zeitrechnung zurückgeblieben ist, so feiert der Grieche, oder wie er sich lieber nennt, der Serbe, seine Feiertage um eben diesen Zeitraum später, als sein katholischer

Bruder. Hiernach trifft es sich nun sehr häufig, daß an dem Tage, welcher von der einen Glaubenspartei mit aller Andacht und Solennität gefeiert wird, die andere zu schweren Feldarbeiten auszieht, was dann oft Anlaß zu Aergernissen und Religionsspöttereien gibt. —

In Hinsicht auf die körperliche Beschaffenheit hat die gütige Mutter Natur den Gränzer reichlich mit jenen Gaben beschenkt, welche ihn zu seiner kriegerischen Bestimmung geeignet machen. Der Gränzer ist meist von hoher, schlanker Statur; stark, kräftig und ausdauernd. Ein schöner Wuchs, eine wohlproportionirte Fülle des Leibes, angenehme Gesichtszüge, und ein offener, freier, milder Blick vereinigen sich, ihm ein angenehmes Aeußere zu geben, welches von dem weiblichen Geschlechte mit noch größerem Rechte gesagt werden kann. Seine naturgemäße Lebensordnung, seine einfache Nahrung, und die Art seiner Erziehung und körperlichen Ausbildung, sichern ihm eine feste und dauerhafte Gesundheit. Schon im frühesten Kindesalter den Einwirkungen jeder Witterung ausgesetzt; als zartes Kind im Schnee und Eis wühlend oder in brennenden Sonnenstrahlen sich tummelnd; schon im Knabenalter sich selbst überlassen, und in die Nothwendigkeit versetzt, die ihm anvertraute Heerde gegen die Angriffe der Diebe und grimmiger Wölfe vertheidigen zu müssen, — wächst der Gränzer zum kräftigen und ausdauernden Manne heran. Seine militärische Bestimmung läßt ihn dann auch im großjährigen Alter nicht verzärteln. Die kriegerischen Uebungen auf dem Exerzierplatze, die Mühen und Beschwerden des Kordonsdienstes, die Fatiguen und Entbehrungen der Feldzüge, die Gefahren der Schlachten; — alles dieses vollendet den schon in seiner Kindheit abgehärteten Gränzer zu einem muthigen und gewaltigen Krieger, und zu einem kräftigen und arbeitsfähigen Manne. Selbst als Greis noch geht der Gränzer im vollen Gefühle seiner Kraft, muthig und rüstig unter der Last der Jahre

einher, und läßt manchen verzärtelten Jüngling an Stärke und Behendigkeit weit hinter sich zurück. —

Hinsichtlich der geistigen Kultur steht das Gränzvolk wohl noch weit hinter den civilisirten Nationen Europas zurück, und es bedarf noch vieler, vieler Jahre, um jene Bildungsstufe zu erreichen, deren es vermöge seiner natürlichen Talente und Eigenschaften fähig ist. Denn obwohl bei dem Gränzer das Bedürfniß nach höherer Bildung bereits erwacht ist, so wird er doch noch durch mancherlei äußere Einwirkungen an einem kräftigen Aufstreben gehindert. Abgesehen davon, daß es nur den Wirkungen der Zeit vorbehalten bleibt, die Begriffe eines Volkes zu läutern, seine Ideen zu berichtigen und seine intellektuellen Kräfte zu entwickeln; fehlt es dem Gränzer auch noch an Verkehr mit gebildeten Nationen. Ringsum von rohen Völkern umgeben, und mit ihnen in beständiger und vielfacher Berührung, ist er gleichsam bemüssigt, mit ihnen ihre Rohheit, ihre Unwissenheit, und ihren Aberglauben zu theilen. Der letztere Vorwurf trifft vorzugsweise das weibliche Geschlecht. Es hält noch immer viel auf sympathetische Mittel und Wunderkuren; und den Glauben an böse Geister, an Wilen und Hexen weiß manche pfiffige Zigeunerin sehr zu ihrem Vortheile zu benutzen. Noch immer steht manches Mütterchen in dem Rufe, Zaubertränke bereiten zu können, und sieht sich von jungen Mädchen umringt, welche durch Talismane und andere übernatürliche Mittel ihre Auserkornen zu ewiger Liebe und Treue zwingen möchten. Zu diesen und ähnlichen Vermittelungen reicht dann die Zauberinn bereitwillig die Hand, vielleicht nicht so sehr um zu betrügen, als weil sie selbst an ihre Macht glaubt. Dessen ungeachtet gleicht der heutige Gränzer jenem vor fünfzig Jahren nicht mehr. Er ist in seiner Bildung bedeutend vorwärts geschritten, und zeichnet sich in dieser Beziehung vor seinem nächsten Nachbarn vortheilhaft aus. Wenn auch die Errichtung

von Akademien und Universitäten nicht in der Bestimmung der Gränze liegt, so trägt der Staat auf der andern Seite Sorge, daß so viele talentvolle Gränzjünglinge eine akademische Bildung erhalten, als es gerade zur Besetzung der wichtigeren Stellen im Lande erforderlich ist. So wird immer eine bestimmte Anzahl Gränzzöglinge an der josephinischen Akademie in Wien, an der Forstschule zu Mariabrunn ꝛc. zu brauchbaren Aerzten, Forstbeamten ꝛc. erzogen, und dann, nach vollendeter Ausbildung, im Lande angestellt. Und weil einem Volke, das seine geistigen Keime eben zu entwickeln beginnt, ein zweckmäßiger, den Zeitumständen und den Bedürfnissen des Volkes angemessener Elementarunterricht offenbar am meisten Noth thut; so hat der Staat diesem Gegenstande von jeher eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. In Winkovcze, dem Stabsorte des Brooder Regiments, blüht gegenwärtig ein Gymnasium, ganz nach dem Fuße der deutschen Gymnasien eingerichtet, und mit würdigen und gebildeten Professoren besetzt, und in mehreren andern Orten bestehen mathematische Lehranstalten, an welchen Cadetten, Officiers- und Beamtensöhne und talentvolle Gränzjünglinge zu brauchbaren und geschickten Officieren ausgebildet werden. In jedem Stabs- und Compagnieorte besteht eine ärarische, und in jedem bedeutenderen Dorfe eine Gemeinde-Normalschule, in welcher nebst der deutschen Sprache, die übrigen in den deutschen Normalschulen vorgeschriebenen, Gegenstände gelehrt werden. Ueberdieß werden jetzt in allen bedeutenderen Oertern auch Nationalschulen errichtet; und so dürfte es in einigen Jahren eben so wenig Leute geben, die des Lesens und Schreibens nicht kundig wären, als es vor einigen Decennien eine Seltenheit war, belesene Individuen anzutreffen. Alle diese Anstalten, unter der schützenden Aegide einer weisen Regierung begonnen, reifen immer kräftiger zu erfreulichen Resultaten heran, und äu-

ßern auf den sittlichen und moralischen Charakter des Gränzers einen unverkennbar wohlthätigen Einfluß. So tragen die segenreichen Bemühungen des Staates, das treue Volk der Gränzer aus dem geistigen Schlummer, in welchen es unter dem eisernen Joche barbarischer Machthaber versunken war, zu erwecken, jetzt schon schöne Früchte, und versprechen für die Zukunft noch schöneren, erfreulicheren Lohn; und obwohl die Gränze bis jetzt mehr Helden, von welchen sie mehrere mit Stolz nennen kann, — als eigentliche Künstler und Gelehrte hervorgebracht hat; so steht doch jetzt schon die Masse des Volkes auf einer verhältnißmäßig weit vortheilhafteren Kulturstufe, als der Pöbel gewisser anderer hochgerühmten Nationen. —

2.

Wohnungen.

Die Gränzer wohnen in geschlossenen, mehr oder weniger regelmäßigen Dörfern, wovon die ansehnlicheren 100 bis 150 Häuser zählen. Sie liegen durchgehends an Haupt- oder Kommunikationsstraßen, und stehen durch Nebenwege in Verbindung unter sich. Sie sind nirgends in zu großen Entfernungen zerstreut, und folgen sich besonders an den Hauptstraßen in sehr mäßigen Distanzen. Dies gilt vorzugsweise von dem obern Theile des Gradiskaner Regiments, wo mehrere Dörfer so nahe, Haus an Haus, an einander liegen, daß der Reisende glaubt, durch ein einziges sehr langes Dorf zu fahren. — Wenn ein Dorf groß genug ist, so hat es eine eigene Kirche, welche meistens in der Mitte des Ortes, auf einem regelmäßigen viereckigen Platze steht. Neben der Kirche stehet das Pfarrhaus, und in den Kompagnie-Stationen ist der übrige Theil des Platzes von dem Kompagnie-Wachthause, dann den Quartieren für den Kommandanten und

die übrigen Officiere umgeben. Unbedeutendere Dörfer haben wenigstens eine Dorfwache, welche aber nicht immer im besten Bauzustande sich befindet, und eine Wohnung für den Ortskommandanten, wenn dieser ein Officier ist. Alle diese Officiers- und Beamtenwohnungen zeichnen sich durch ihre Größe und Solidität vor den Wohnungen der Gränzer aus. Sie sind durchgehends (wenigstens die neueren) von solidem Materiale auf ärarische Kosten erbaut, und den Officieren unentgeltlich zur Bewohnung überlassen. — Die übrigen Häuser reihen sich längst der Dorfstraße an einander an. Sie sind gewöhnlich mit der Stirnseite gegen die Straße gekehrt, und stehen in ziemlichen Entfernungen von einander, indem jedes Gränzhaus von einem ansehnlichen Hofe umgeben ist. Die Häuser selbst sind, größtentheils von Holz, auf eine höchst einfache Art erbaut, und mit Stroh oder Schilf gedeckt. Fast jedes Haus hat an der einen langen Seite einen, gegen den Hof gekehrten Gang, welcher mehrere Stufen über dem Boden erhöht, und bis zur Brusthöhe verschallt ist. Er ist durch einen Dachvorsprung gedeckt, und mit einem zierlichen Geländer versehen. Der, meistens hölzerne, Rauchfang ist künstlich geschnitzt, und am Dache mit hölzernen, grob geformten Tauben oder andern Figuren geziert. Im nordwestlichen Theile des Landes, im Bezirke des Gradiskaner Regiments, ist gewöhnlich noch an einer langen Seite des Hauses, gegen den Hof zu, eine Art Vorhaus angebauet, das durch den Gang vom eigentlichen Hause getrennt, und mit zierlich geschnitztem hölzernen Gegitter eingeschlossen ist. — Alle Häuser sind mit Lehm oder Kalkverputz beworfen, und geweißiget. Vermöglichere Gränzer bauen jetzt jedoch Häuser ganz aus solidem Materiale, welche sie mit eichenen Schindeln decken.

Eben so einfach wie die Bauart, ist auch die innere Eintheilung der Häuser. Sie enthalten nur eine Küche, eine große gemeinschaftliche Wohnstube, und dann noch

ein kleineres Zimmer, in welchem durchreisende Officiere und Beamte bequartirt, oder sonst ansehnliche Gäste beherbergt werden. Der Fußboden in Zimmer und Küche besteht aus Lehmestrich, welcher überdieß nicht immer im besten Zustande erhalten wird, und man wird äußerst wenig Gränzhäuser finden, welche mit einem breternen Fußboden versehen wären. Die Fenster sind meistens klein und enge, auch etwas sparsam angebracht, welcher Vorwurf aber die neueren Gebäude nicht so sehr trifft; und die Thüren ermangeln fast durchgehends der eisernen Schlösser, und werden mit selbst gemachten hölzernen Schnallen und Schiebern verschlossen.

Außer dem eigentlichen Hause hat noch jede Gränzfamilie im Hofe mehrere Kiljer (Kuchar, Zgrada, eine Art Zimmer oder Schlafkammer). Jedes verheirathete Paar besitzt eine solche Kammer, in welcher es im Sommer schläft, und sein eigenthümliches Habe aufbewahrt. Diese Kammern sind gewöhnlich unter einem gemeinschaftlichen Dache, jedoch immer außer dem eigentlichen Wohnhause, erbaut, und nur durch hölzerne Wände von einander abgesondert. An der Vorderseite dieses Gebäudes ist ein langer bedeckter Gang angebracht, aus welchem man in die einzelnen Kammern gelangt.

In dem übrigen Raume des großen Hofes sieht man noch einige der unentbehrlichsten Wirthschaftsgebäude. Hierher gehören vorzugsweise: eine Stallung für Zugpferde und das übrige Wirthschaftsvieh, ein Fruchtmagazin, ein auf hölzernen Säulen stehender, von Flechtwerk erbauter Kukurutzhambar, ein Keller, und ein eigenes Gebäude zur Unterbringung der leeren Fässer und Bodinge, welches zugleich zur Branntweinbrennerei benutzt wird. — An den Hof schließt sich endlich der Haus- und Gemüsegarten, und an diesen wieder der Zwetschkengarten an. Der ganze Hof- und Gartenraum ist mit einem Zaune umgeben, und so vom nachbarlichen Grunde geschieden.

Hier ist auch der Ort, der schon mehrmalen erwähnten Stans zu erwähnen. Es besitzt nämlich fast ein jedes Gränzhaus eine Art Meierei, welche in der Landessprache Stan genannt wird. Diese ist gewöhnlich in einer ziemlichen Entfernung vom Hause, in Wiesen und Auen, oder auch an der Gränze der Waldungen angelegt. In dem großen, mit einem hölzernen Zaune, oder mit lebendigem Gestrippe eingeschlossenen Raume, steht ein kleines hölzernes Häuschen, welches ein Zimmer und eine Küche enthält. Rings um dasselbe sind einige hierher gehörige Wirthschafsgebäude angebracht, an welche sich weiterhin Obst- und andere Gärten anschließen. Die Bewirthschaftung der Meierei ist Einem Individuum ausschließlich anvertraut, wozu gewöhnlich ein schon bejahrter Mann gewählt wird. Dieser erhält noch zuweilen eine in der Wirthschaft erfahrne Matrone zur Aushilfe. Eine unerläßliche Eigenschaft des Meiers ist Kenntniß und Erfahrung in der Bienenzucht, auf welche er sich auch in der Regel mit besonderer Vorliebe verlegt. Außer dem muß er auch Viehzucht und Milchwirthschaft zu betreiben wissen, indem alles Vieh, was zu Hause nicht unumgänglich nothwendig ist, auf dem Stan untergebracht wird. Von hier schickt dann der Meier Milch, Käse, Schmalz ꝛc., so oft es nöthig ist, an sein Haus ab.

3.

Häusliches Leben.

Die Gränzer sind, wie es aus der oben dargestellten Verfassung zu entnehmen ist, ackerbauende Krieger. Derselbe kräftige Arm, welcher den Pflug führt, muß auch in dem ernsten Spiele der Waffen geübt seyn, und der Gränzer versteht eben so gut sein Feld zu bebauen, und die Rebe zu pflanzen, als für seinen Kaiser zu sterben, sein Vaterland zu vertheidigen, und seine Fahne

mit den Lorbern des Krieges zu bekränzen. Dieser doppelte Zweck kann nur durch zahlreiche Familien erreicht werden. Darum wohnen in der Gränze, wie in China, mehrere Generationen in dem nämlichen Hause, und bilden eine einzige Familie oder sogenannte Haus-Communion. Eine solche Familie besteht aus mehreren verwandten Ehepaaren, mit ihren Kindern und Angehörigen. Sind die Söhne herangewachsen, so verlassen sie nicht den väterlichen Herd, um etwa eine eigene Wirthschaft zu beginnen, sondern bleiben bei ihren Aeltern wieder in ihrem Stammhause, heirathen, und bilden dann mit ihren Familien im engeren Sinne, neue Mitglieder der Haus-Communion. So ist es leicht erklärlich, wie es möglich sei, daß in der Gränze Familien von 30 bis 50, ja 70 Seelen, nicht ungewöhnlich sind. Das Haupt einer solchen Haus-Communion ist der Gospodar (Hausvater), wozu die Glieder der Familie den würdigsten aus ihrer Mitte wählen. Dieser hat nun über Ordnung, Sittlichkeit und Ruhe im Hause zu wachen; die vorkommenden häuslichen Arbeiten und Verrichtungen unter die einzelnen Familienglieder zweckmäßig zu vertheilen, und für die Bedürfnisse des Hauses zu sorgen. Bei Berathung wichtiger Familienangelegenheiten, oder in jenen Fällen, wo die Hausgenossen gegen die Fähigkeit oder Redlichkeit des Hausvaters Mißtrauen hegen, haben die großjährigen Männer der Communion das Stimmenrecht. — Zur Leitung des inneren Hauswesens und zur Aufsicht über die weiblichen Familienglieder, ist eine Gospodaricza (Hausmutter) aufgestellt. Dieß ist gewöhnlich das Eheweib des Hausvaters; und nur dann, wenn diese der Unfähigkeit mit Recht beschuldigt werden kann, schreiten die Familienglieder zu einer anderen Wahl.

Auf diese einfache Art wird Ordnung, Ruhe und häuslicher Friede aufrecht halten, und die so zahlreichen Bewohner eines Hauses wirken alle zu einem gemeinschaft-

lichen Zwecke, und leben friedlich zusammen, ohne Zank und Hader. Wenn einzelne Individuen dem Alter die schuldige Achtung und Ehrfurcht verweigern, so findet der Hausvater Schutz und Hilfe bei dem Gesetze. Wenn aber eine Communion endlich zu zahlreich wird, wenn die Blutsverwandtschaft der Familienglieder durch zu entfernte Verzweigungen ihre bindende, sympathetische Kraft verliert; so reißen auch oftmal Unordnung und Uneinigkeit in der Familie ein. Sie spaltet sich dann in zwei oder mehrere Parteien, und der so gestörte Hausfriede, woran gewöhnlich zanksüchtige Weiber die Hauptursache sind, kann nur durch eine gänzliche Familientheilung wieder hergestellt werden. Der Grund und das ganze übrige gemeinschaftliche Vermögen wird dann, nach Verhältniß der großjährigen Mitglieder dieser Parteien, getheilt; eine davon bleibt im Stammhause zurück, die andere aber zieht hinweg, und bauet sich ein anderes Haus. Solche Theilungen gehen gewöhnlich ruhig und mit aller Ordnung vor sich, und nur selten sieht sich die Obrigkeit zu Zwangsmitteln genöthiget, wenn die eine oder andere Partei zu unbillige Forderungen macht.

Nach dem Sinne der Gränzverfassung ist Alles, was eine Communion durch gemeinschaftliches Zusammenwirken erwirbt, ein gemeinsames Gut, an welches alle Familienglieder gleiche Rechte und Ansprüche haben. Das Erworbene zweckmäßig zu verwalten, und zur Deckung der Bedürfnisse des Hauses und jedes einzelnen Individuums zu verwenden, ist eine Obliegenheit des Hausvaters. Eine seiner wesentlichsten Pflichten besteht auch noch darin, Vorräthe anzulegen, um sich und seine Familie in den Zeiten der Noth gegen Mangel und empfindliche Entbehrungen zu sichern. Entbehrliche Vorräthe werden zu Markte getragen, und in Geld umgesetzt, um hiermit baare Auslagen bestreiten zu können. Wenn sich nach Anschaffung des Nothwendigen noch ein Ueberschuß ergibt,

so wird dieser zu künftigem Gebrauche aufbewahrt; in vielen vermöglicheren Häusern herrscht aber auch die Sitte, daß von dem, durch den Verkauf verschiedener Erzeugnisse gelösten Betrage, eine verhältnißmäßige Summe Geldes in die Hauscasse zurückgelegt, das Uebrige aber unter die großjährigen Familienglieder zu gleichen Theilen vertheilt wird.

Von den wehrhaften Männern einer jeden Communion werden einige, nach einem gesetzlich bestimmten Verhältnisse (siehe oben, Artikel: Verfassung) zu militärischem Dienste einrollirt; die übrigen haben die Wirthschaft zu besorgen. Hierzu sind die weiblichen Familienglieder nicht nur wesentlich behilflich, sondern haben auch oftmal diese Sorge ganz auf sich zu nehmen. Ueberdieß liegt ihnen die Verrichtung des häuslichen Geschäftes in ihrem ganzen Umfange ob, und sie haben alles, was zur Bekleidung ihrer selbst, ihrer Männer und Kinder erforderlich ist, zu besorgen und eigenhändig zu verfertigen. Sie erzeugen Kotzen, Teppiche, Linnenzeug, das ordinäre Haustuch (Sukno) und andere Kleiderstoffe. Zu diesem Zwecke wird die erkaufte, oder von der eigenen Herde gewonnene Wolle unter die Weiber vertheilt. Die Anzahl Personen, für welche eine jede zu sorgen hat, dient hierbei zum Maßstabe. Nächstdem erhält jedes Weib, und jedes erwachsene Mädchen am Flachsfelde ein besonderes Beet zum ausschließlichen Eigenthume, welches dann ihrer ferneren Pflege überlassen bleibt. Flachs und Wolle werden dann von den thätigen Eigenthümerinen mit unermüdetem Fleiße zu weiteren Zwecken verarbeitet. Jeder freie Augenblick wird mit weiblichen Handarbeiten ausgefüllt, und man wird wohl nie ein Weib oder ein Mädchen sehen, welches müßig sitzt und die Hände in den Schooß legt. Der Spinnrocken steckt immerwährend im Gürtel; und ob ein Weib über die Gasse lustwandelt, um ihre vertraute Freundin zu besuchen, oder ob sie zur Ernte, zur Heu-

math, zur Weinlese u. s. w. geht, immer lauft der feine Flachsfaden durch die geübten Finger, und die Spindel tanzt lustig und munter in der fleißigen Hand. Es gewährt einen eigenen, rührenden Anblick die junge Mutter zu sehen, wenn sie einen Gang unternimmt, der sie auf einige Stunden, oder auf einen ganzen Tag vom Hause entfernt. Soll sie sich da von dem geliebten Säuglinge trennen, oder ihre Spindel einstweilen ruhen lassen? Sie vermag weder das eine noch das andere; sie legt das Kind in die Wiege, und nimmt es auf den Kopf, damit sie unter Wegs die Kunkel drehen kann. So sieht man die Weiber, mit der theuern Bürde belastet, und die Spindel drehend, des Morgens auf den Acker, und des Abends nach Hause ziehen, und die Mädchen, welche auch »die fleißigen Hände regen ohn' Ende,« sind rastlos mit Spinnen, Weben, Sticken ꝛc. beschäftiget, um so allmählig ihren Brautschatz vorzubereiten.

Des Tages, wo die sämmtlichen Familienglieder vom Hause abwesend, und mit Feldarbeiten oder sonstigen ihnen vom Hausvater zugewiesenen Verrichtungen beschäftigt sind, bleibt die Hausmutter zu Hause, und versieht das Geschäft des Kochens, Melkens, Fütterns ꝛc. Ist aber die Familie zu zahlreich, oder sind Viehstand und andere Wirthschaftsverhältnisse zu ausgedehnt, um von Einer Person bedient uud übersehen werden zu können; so erhält die Hausmutter noch eines der Weiber zur Aushilfe. Hierzu wird in der Regel nicht Eine Person ausschließlich bestimmt, sondern dieses Geschäft müssen sämmtliche Weiber reihenweise, gewöhnlich nach der Woche übernehmen. Diejenige nun, welche der Hausmutter hilft, oder in besonderen Fällen wohl selbst die häuslichen Tagsgeschäfte zu übernehmen hat, heißt Redusha (von Red, Ordnung, Reihe). Diese muß die gekochten, und sonst zubereiteten Speisen den Arbeitern auf das Feld hinaustragen, das Koch- und Eßgeschirre wieder zurückbringen,

scheuern etc. Die meiste Arbeit gibt der Morgen und Abend. Während nämlich die Redusha melkt und füttert, hat die Hausmutter vollauf zu thun, die Hirten, gewöhnlich junge Knaben und Mädchen, die zu schwereren Feldarbeiten noch unfähig sind, in Ordnung zu bringen. Sie muß die Siebenschläfer vom Schlafe wecken, auch wohl die unmündigeren ankleiden helfen, muß das Frühstück bereiten, und die Torba mit Proviant für den ganzen Tag füllen. — Der Abend bringt noch mehr Verwirrung mit sich. Das Vieh kehrt blöckend und brüllend von der fetten Weide nach Hause zurück, und fordert die gewohnte Wartung und Pflege. Das Jungvieh dringt mit Ungestüm aus Ställen und Pflaumengärten hervor, durchlauft mit eiliger Hast die Heerde, bis es die Mutter gefunden, und beeilt sich nun, die ihm von rechtswegen zukommende Milch gierig einzusaugen, bevor die Redusha mit dem Milchkübel kommt. Die Hausmutter hat wieder mit dem jungen Hirtenvolke ihre Noth. Während sie den einen wegen einem verlornen Stücke Vieh schilt und straft, muß sie den andern, der über Müdigkeit klagt, trösten und kosen, und dem dritten die Wunden heilen, die er sich durch verwegenen Uebermuth oder kindische Unvorsichtigkeit zugezogen hat. Unterdessen kehren auch die Arbeiter vom Felde zurück, und jeder Knabe und jedes Mädchen eilt der heißersehnten Mutter entgegen, um an ihrem liebehauchenden Busen alles Ungemach des entschwundenen Tages zu vergessen. —

Die innere Einrichtung der Häuser ist einfach, und nur für die nothwendigsten Bedürfnisse berechnet. Ein großer Ofen, aus irdenen Kacheln geformt, steht in einer Ecke des Zimmers, und rings an den Wänden herum sind die Bettgestelle angebracht. Da im Winter die ganze Familie in demselben Zimmer wohnt und schläft, so ist immer eine bedeutende Menge Betten vorhanden, was in zahlreicheren Familien dem Ganzen ein kasernartiges

Ansehen gibt. Die Betten bestehen aus Strohsäcken, mit Leintüchern und Kotzen bedeckt. Man trifft aber schon häufig auch Federbetten an, und es dürfte jetzt wenig Weiber geben, welche nicht wollene, künstlich gewebte Teppiche eigener Arbeit, zur Bedeckung der Betten, haben. — Den übrigen Raum des Zimmers füllen hölzerne Bänke und Stühle, und ein einfacher Tisch. Wenn noch Raum genug vorhanden ist, so werden mehrere Weberstühle im Zimmer aufgestellt, an welchen die fleißigen Weiber das zum Bedarf ihrer Familie erforderliche Linnen- und Wollenzeug weben, und die Mädchen ihren Brautschmuck vorbereiten. An der Wand sieht man einige Heiligenbilder hängen, vor welchen an Fest- und Feiertagen, ein düsteres Lämpchen flammt. Schränke und Truhen, mit allerlei Blumen und Figuren bemahlt, findet man selten im Zimmer; sie werden meistens in den Kiljers aufbewahrt, wo auch der jagdlustige Gränzer seine Gewehre, und sonstigen Waffen an der Wand hängen hat.

Im Sommer sind die Wohnstuben öde und leer, weil mit Ausnahme des Hausvaters, Niemand darin wohnt noch schläft. Wenn des Abends die Familienglieder vom Felde und aus dem Walde zurückkehren, so nehmen sie meistens im Hofe, unter freiem Himmel, und nur bei übler Witterung, in der Küche, oder im Vorhause das frugale Mahl zu sich. Dann begibt sich Jeder in seine Zgrada zur Ruhe. Im Spätherbste, wenn die kühlen Abende den Anzug des Winters verkünden, versammelt sich Jung und Alt um das gewaltige Feuer, welches in der Küche auf dem niedrigen Herde brennt, und erst dann, wenn die winterliche Kälte völlig angezogen kommt, zieht sich Alles in die gemeinschaftliche Wohnstube zurück. Aber auch jetzt werden Ordnung, Ruhe und eine anständige Stille nur selten und momentan gestört, ungeachtet so viele Menschen in Einem Lokale beisammen wohnen. Des Tages sind ohnehin die meisten Familienglieder in verschiedenen

häuslichen und Dienstgeschäften vom Hause abwesend; da wird Ruhe und Stille nur durch das Geklapper der Webestühle unterbrochen. Aber auch des Abends, wenn sich die ganze Familie in der Stube versammelt, geht es bei weitem nicht so lärmend zu, als es vielleicht Mancher denken würde. Dies ist aus dem Umstande leicht erklärlich, weil Achtung und Ehrfurcht vor dem Alter ein schöner und hervorstechender Zug in dem Charakter des Gränzers ist. Ruhig und sittsam sitzt die ganze Familie in der durch eichene Späne oder eine dünne Talgkerze schwach beleuchteten Stube, in anständiger Stille beisammen. Die Männer lagern sich um den warmen Ofen, ihr Pfeifchen schmauchend, oder mit dem Schnitzen von allerlei hölzernen Geräthschaften beschäftiget. Die jüngeren hören aufmerksam zu, während die älteren die Thaten berühmter Männer, die Begebenheiten älterer Zeiten, Mährchen und Geistergeschichten, oder eigene Abentheuer erzählen, welche sie auf Feldzügen und in Schlachten bestanden haben. Die Weiber sitzen, den Rocken in der Hand, in traulichen Gesprächen beisammen, und die Mädchen spinnen, und scherzen und kichern, oder singen, wenn es die Eltern erlauben mögen, im Chore nationale Lieder. Mitten unter den Erwachsenen kriechen oder sitzen die Kleinen, und treiben ihr kindisches, unschuldsvolles Spiel. Hier sieht man ein goldlockiges Mädchen schmeichelnd und kosend an die Hausmutter sich schmiegen, um von ihr Obst, Kuchen, oder andere Leckerbissen zu erbitten, während dort ein müder Hirtenjunge schlummernd in einem Winkel lehnt, und hier ein lieblicher Knabe das schläfrige Haupt in den Schooß der Mutter birgt. So erwartet man die Stunde des Schlafengehens in Ruhe und anständiger Stille. Geschieht es denn doch zuweilen, daß sich ein ungezogenes Kind, oder ein von Xantippens Geiste beseeltes Weibchen beikommen läßt, die allgemeine Ruhe durch rohe Ausbrüche zu stören; so wissen die Männer in

solchen Fällen durch kathegorisches Eingreifen den gestörten Frieden bald wieder herzustellen.

4.

Kleidertracht.

Die gewöhnliche, landesübliche Kleidung der Gränzer besteht im Sommer aus einer leinenen, ziemlich weiten Hose (Gatjen), über welche das Hemd bis zur Hälfte der Schenkel hinabreicht. Die etwas breiten Aermel sind an der Achsel und an der Hand bunt gestickt, und alle Ränder eben so ausgenäht. Um den Leib wird ein bunter wollener Gürtel (Pojas) gewunden, und darüber eine tuchene Weste angezogen, welche mit zwei Reihen dicht an einander genähter Knöpfe geziert ist. Der Hals ist gewöhnlich nackt, und nur an Feiertagen wird ein seidenes Tuch locker umgebunden. Ein runder Hut, mit breiten Krempen, und bei ledigen Burschen mit Blumen geziert, oder im Winter eine Pelzmütze, bedecken den Kopf, dessen Haar nach militärischer Art kurz geschnitten ist. Zur Fußbekleidung dienen weiße leinene, oder bunte wollene Fußsocken und Opanken, eine Art Sandalen, welche mit Schnüren oder dünnen Riemen an die Beine befestigt werden. Die Vermöglicheren tragen aber Schnürstiefel (Mestwe), oder, gleich dem Militär, Schnürschuhe, häufig auch Stiefel (Csisme). Ueber die Achsel hängt noch an einem Riemen ein lederner Schnappsack (Torba) mit künstlich geschnitzten Riemchen geziert, und mit glänzenden metallenen Knöpfen ganz überdeckt. Ohne diese Torba würde sich der Slavonier keinen Schritt vom Hause entfernen. Er trägt darin seine Tabakspfeife, den Tabaks- und Geldbeutel, Feuerzeug, sein Messer, das in einer hölzernen Scheide steckt, meistens auch seinen Löffel und eine Gabel überall mit sich. Geht er weit vom Hause weg, oder muß er über einen ganzen Tag ausbleiben, so hängt

neben der Torba auch eine Tikwa (Kürbisflasche) oder eine Csutura (hölzerne Flasche, welche die Gestalt eines Brodlaibes hat), mit Wasser, oder noch lieber mit Rakia gefüllt. — Im Winter tragen die Gränzer lange, enge Beinkleider von weißem Haustuche, ein tuchenes Leibchen, und darüber ein dunkelbraunes Wamms (Guniacz), welcher bis an die Schenkel reicht, und gleichfalls vom Haustuche angefertigt ist. Vor übler Witterung schützen sie sich mit Mänteln vom weißem Haustuche. Vermöglichere hüllen sich in kurze Pelze mit Aermel, oder in lange Pelzmäntel, welche bis an die Erde reichen, und mit allerlei scheckigen Zierathen reichlich versehen sind.

Die Weiber tragen im Sommer ein langes weites Hemd, das durch den Gürtel an den Leib geschlossen, und in zahlreiche Falten gelegt wird. Die weiten Aermel, so wie alle Säume und Ränder, sind mit bunten Stickereien reichlich geziert. Ueber dem Gürtel hängt vorne eine bunte wollene, oder eine blaue oder schwarze leinene Schürze. Die Verheiratheten binden ihr Haar rückwärts zusammen, und darüber eine eigene Art weißer Hauben. Aber viele bedienen sich statt derselben, bunter, künstlich gelegter Tücher (Shamia) oder bedecken ihr Haar nur mit einem weißen Tuche. Die Mädchen tragen den Kopf blos. Das Haar wird in Zöpfe geflochten, und mit einem Kamme, oder noch lieber mit einer metallenen Schmucknadel, am Scheitel befestigt.

An Feiertagen sieht man wohlhabendere Frauenzimmer in Röcken und Leibchen von Seide; um den Hals ein seidenes Tuch, und über der Shamia ein feiner, gestickter, oder mit falschen Goldborten besetzter Schleier. An schönen Tagen, beim Kirchengange, bergen sie den niedlichen Fuß in weiße oder gefärbte Strümpfe und nette Schuhe; bei schmutzigem Wetter aber gehen sie meist baarfuß, und schürzen ihre Röcke hoch über die Knie hinauf. — Gegen die Kälte schützen sie sich durch tuchene Wämser

oder buntverzierte kurze Pelze; die winterliche Fußbekleidung besteht, so wie bei den Männern, in wollenen Socken und Opanken.

Eine vorzügliche Aufmerksamkeit wenden die Mädchen auf ihren Kopfputz an. Jungen, noch nicht mannbaren Mädchen ist es nicht gestattet, sich zu putzen; die erwachsenen aber schmücken sich mit Kränzen von natürlichen und künstlichen Blumen, mit Schmucknadeln u. dgl. Ein wesentlicher Theil des Schmuckes sind rothe und schwarze Glasperlen, an welchen vorne Gold- oder Silbermünzen herabhängen, dann Ohrgehänge und Ringe. Auch der Schminke wissen sie sich geschickt zu bedienen, und verstehen es überhaupt sehr wohl, ihre natürlichen Reize auf mannigfaltige Weise zu erhöhen. — Ueberhaupt hegt das Gränzvolk eine große Liebe zur Reinlichkeit und Nettigkeit. Wenn auch die minder Vermöglichen nicht in Seide und Flitterstaat glänzen können, so ist doch das Hemd und der einfache leinene Rock immer rein und weiß, und eine Gränzerin läßt sich in dieser Beziehung auf den ersten Blick von einer Nachbarin aus dem ungarischen Provinzialgebiete unterscheiden.

5.

Sitten und Gebräuche.

Sitten, Gewohnheiten, Lebensart und die bei verschiedenen wichtigeren Gelegenheiten Statt findenden ceremoniellen Gebräuche, weichen wohl in den verschiedenen Gegenden der Gränze von einander ab. Die Ursache hiervon liegt offenbar in der gegenseitigen Einwirkung der Nachbarvölker auf einander, besonders der jenseitigen Slaven, welche mit dem Gränzer einerlei Sprache und Abstammung haben. So gleicht der Gränzer des oberen Slavoniens mehr dem Bosnier, während der Syrmier auffallende Spuren serbischer Sitten an sich

trägt. Dessen ungeachtet zeigt der Gränzer in den verschiedensten Gegenden eine deutliche und unverkennbare Aehnlichkeit in seinem inneren Volksleben. Der Unterschied in seinen Sitten und Gebräuchen besteht meistens in minder wesentlichen Nebendingen, so daß man nachfolgende Beobachtungen, ihren Hauptzügen nach, in allen Theilen Slavoniens bewährt finden wird. Zuvor müssen wir aber eines auffallenden Zuges in dem Charakter des Gränzers erwähnen, aus dem sich manche Eigenthümlichkeit in den Sitten und Gebräuchen dieses Volkes leicht erklären läßt. Dieser besteht nämlich in der leidenschaftlichen Neigung des Gränzers zu lärmenden Gelagen, welche er bei jeder Gelegenheit zu befriedigen eilt. Der Bau eines Hauses, die Ernte, Weinlese, Untersuchungen und Berathungen, welche er für wichtig und bedeutend hält; — alles dieß gibt ihm Anlaß zu ausschweifenden Gastereien. In früherer Zeit pflegten solche Gastmale oft mehrere Tage nach einander zu dauern, welcher Unfug aber gegenwärtig durch das Gesetz hintertrieben worden ist.

Bei der Taufe finden keine besonderen Gebräuche Statt. Sie wird gleich nach der Geburt vollzogen, wobei jede Secte die Forderungen ihrer Religion befolgt. Am nächsten Sonntage oder einem andern, zunächst einfallenden Feste, werden Freunde und Bekannte zu einem Mahle eingeladen. Hierbei herrscht die Sitte, daß jeder Geladene ein Schärflein zu dem Mahle beitragen muß. Der Eine bringt ein gebratenes Ferkel, der Zweite Wein, der Dritte Kuchen und Branntwein u. s. w.

Namensfeste werden in der Gränze nicht gefeiert, und derjenige würde sich wenig Dank verdienen, welcher sich beeilen wollte, den Gränzer an seinem Namenstage mit schön ersonnenen Phrasen zu beglückwünschen. Dieß ist jedoch nur von dem gemeinen Volke zu verstehen; die Honoratioren und Bürger in den Städten und Markt-

flecken halten sehr viel auf Aufmerksamkeiten dieser Art. Um desto solenner feiert der Serbe das Fest seines Familienpatrons. Jedes Haus oder jede Familie hat nämlich einen eigenen Schutzpatron, welchen schon die Ahnväter nach Belieben aus der Zahl der Heiligen erkoren haben, und dessen Verehrung sich dann in der Familie vom Vater auf den Sohn vererbt. Am Tage dieses Heiligen wird dann alle Jahre ein Familienfest veranstaltet, zu welchem Freunde und Bekannte geladen werden. Die Einladung geschieht immer schon den Tag vor dem Feste, und kann in der Regel nur diejenigen betreffen, welche nicht denselben Familienpatron verehren, indem Niemand am Tage seines Schutzheiligen außer seinem Hause speisen wollte. Während nun am Vormittage des Festes die Familienglieder sich in die Kirche begeben, hat die Köchin mit ihren Gehilfinen vollauf zu thun, um das Mahl gehörig zu bereiten. Unter dessen versammeln sich die geladenen Gäste, die Familie kehrt nun auch, nach verrichtetem Betopfer, aus der Kirche zurück, und nun werden die Speisen aufgetragen. Bevor man sich zu Tische setzt, wird eine Wachskerze angezündet, und in einer Rauchpfanne Weihrauch gebracht, wobei sich sämmtliche Gäste um den Tisch stellen, und das Tischgebet in der Stille verrichten. Hierauf bringt ein Jeder dem Hausherrn seine Glückwünsche dar, und setzt sich an den ihm angewiesenen Platz. Und nun ist jeder Gast verpflichtet, den dampfenden Schüsseln und den vollen Flaschen wacker zuzusprechen, wozu er von dem gastfreien Hausvater, ohne Unterlaß aufgemuntert und genöthiget wird. Der erste Theil der Mahlzeit geht ziemlich still und ruhig hin; so wie aber einige Flaschen geleert werden, lösen sich die Zungen zu Scherz und Sang und Frohsinn, welcher immer lärmender wird, je näher der Zeitpunct der Zdrawicze (Toasts) heranrückt. Diese Zdrawicze sind eigentlich das charakteristische Merkmal der slavonischen Gastmahle, und spie-

len hierbei eine so große Rolle, daß wir nicht umhin können, sie ein wenig umständlicher zu beschreiben.

Der Hausherr, welcher bei dem von ihm veranstalteten Gastmahle die Honneurs macht, fängt schon in der ersten Hälfte der Mahlzeit an, die Gesundheiten seiner Gäste vorzubringen. Er läßt alle Gläser füllen, ergreift ein solches volles Glas, und fängt bei dem vornehmsten Gaste an, indem er sich von seinem Sitze erhebt und ausruft: Da Bog xiwi Gospodina N. N. (Gott erhalte Herrn N. N). Alle Tischgenossen ergreifen nun ihre Gläser, stoßen an mit den Worten: Da Bog xiwi, und leeren ihre Gläser aus. Nicht lange darauf muß derjenige, dessen Gesundheit es gegolten, sich bedanken und mit allen Gästen nochmals anstoßen. So geht es der Reihe nach bis auf den letzten Mann. Bedenkt man nun, daß bei einem solchen Gastmahle viele, nicht selten fünfzig und mehr Gäste beisammen sitzen, und daß außerdem noch häufig auf die Gesundheit abwesender Freunde getrunken wird; so wird man finden, daß wirklich ein sehr honorables Trinktalent dazu erforderlich ist, um diese Sitte nur einigermaßen mit Ehren bestehen zu können. Mancher Gast erliegt auch in der That der Menge des genossenen Weins, ohne seine Schuldigkeit erst zur Hälfte erfüllt zu haben, viele andere beurkunden aber bei solchen Gelegenheiten eine Virtuosität, welche den alten deutschen Rittern Ehre gemacht haben würde.

Während nun auf diese Art die Gläser fortwährend gefüllt und wieder geleert werden, läßt man es auch an aufmunternden Trinkliedern nicht fehlen. Mancher Gast weiß deren eine Menge, und ist deßhalb bei allen Gastmahlen gern gesehen. Diese Lieder werden theils ein-, theils mehrstimmig, und theils in ganzen Chören vorgetragen. Hier folgen einige Proben davon.

1.

Hört, was Hausherr begehret;
Er von Herzen nur wünschet,
Daß wir heut' uns erfreuen.

Laßt es weithin erschallen,
Daß er Gäste bekommen,
Und mit Freuden empfangen.

Ich ergreife das Fläschchen,
Um zu füllen das Gläschen,
Und Gesundheit zu trinken.

Theure Gäste, Gesundheit!
So viel Tropfen im Glase,
Gott euch Jahre verleihe!

2.

Laßt uns loben, laßt uns preisen unsern guten Hausherrn,
Der uns unentgeldlich heut' mit gutem Wein bewirthet;
Er verwehrt es nicht, daß wir am Weine uns erfreuen,
Denn er wünscht nur, daß bei ihm wir froher Laune wären.
Darum also, theurer Bruder, du mein lieber Nachbar,
Nimm und trinke doch das volle, dir bestimmte Gläschen!
Seht nur, wie er ziehet, bis das volle Glas geleeret!
Nachbar! hab' doch Mitleid mit ihm, trockne ihm die Thränen.

Auf diese Weise wird das Fest des Familienpatrons in Lust und Freude zugebracht, und die Gäste bleiben bei Sang und vollen Bechern, bis spät in die Nacht beisammen. — Jeder, auch der ärmste Serbe, glaubt sich verpflichtet, den Tag seines Hauspatrons durch eine Feierlichkeit verherrlichen zu müssen, und verkauft im Nothfalle einige Stücke aus seinen Herden, um dieser Schuldigkeit Genüge leisten zu können. — Unter allen Heiligen werden am meisten der heilige Nikolaus, Georg, Johann, Erzengel Michael ꝛc. zu Familienpatronen erkoren.

Eine zweite Art der Volksfeste sind die Kirchweihfeste. Jede Kirche ist nämlich einem Heiligen geweiht, an dessen Gedächtnißtage dann jährlich das Kirchweihfest ge-

feiert wird. Am Vorabende desselben strömt die ganze Nachbarschaft von mehreren Meilen im Umkreise, an dem betreffenden Orte zusammen. Kaufleute und Hausirer aller Art haben sich schon früher dort eingefunden, und bei der Kirche, oder auf einem sonst hiezu bestimmten Platze, ihre Zelte aufgeschlagen, in welchen allerlei Waaren zum Verkaufe bereit liegen. Den besten Handel machen die Lebküchler, welche gewöhnlich an solchen Tagen ihren ganzen Vorrath an Lebkuchen, Meth und Wachskerzen von verschiedener Größe, welche von dem gläubigen Volke der Kirche verehrt werden, absetzen. Die Hauptsache besteht aber bei solchen Gelegenheiten in den frisch errichteten Lauberhütten, welche auf dem Marktplatze förmliche Gassen bilden. In denselben wird Wein und Branntwein ausgeschenkt, und die sogenannten Peczari (Bratler), welche an hölzernen Spießen ganze Schafe, Schöpse und Schweine braten, hacken in diesen Hütten das Fleisch aus, und halten es zum Verkaufe bereit. Wenn dann am Gedächtnißtage des Kirchenpatrons der Gottesdienst unter dem beständigen Abfeuern der Mörser und dem Geläute der Glocken abgehalten worden ist, und die Wallfahrer die Kirche mit reichlichen Offerten an Wachskerzen, Handtüchern, Flachs, Geld etc. beschenkt haben; so begibt sich Alles im bunten Gewühle zu den Kaufmannsbuden hinaus.

Groß ist die Lebhaftigkeit und Regsamkeit an solchen Markttagen. Ueberall hört man ein ununterbrochenes Kreischen und Lachen, Toben und Schreien und Singen, und die Luft ist nur ein bewegliches Echo von Lauten. Man hört die einförmigen Töne der landesüblichen Pfeifen mit dem Geklimper der Tambura zu einer seltsamen Harmonie sich vermengen, welche wieder von dem Gemurmel zahlreicher Dudelsäcke überschrien wird. Die Zelten und Buden der Kaufleute sieht man von Neugierigen und Kauflustigen umringt, und in den Lauberhütten wird

es immer lebhafter. Hier biethet einer Branntwein und Meth zum Verkaufe an, während dort ein Bratler seine Waare unter dem beständigen Rufe vruche, debelo! (warm und fett!) den Vorübergehenden anpreiset. In seiner Nachbarschaft setzt eine junge Wirthin in ihrer Hütte alles zu recht, um Gäste würdig zu empfangen. Sie stellt die spiegelreinen Gläser auf den nett und sauber gedeckten Tisch, und reiht die vollen Flaschen in solche verführerische Gruppen, daß mancher Vorübergehende nicht dem Drange widerstehen kann, bei ihr einzusprechen. Gleich neben ihr sitzt ein altes Mütterchen, welches mit unbeschreiblicher Geschäftigkeit um das gewaltige Feuer herumtrippelt, und Kuchen backt und Würste bratet, und von Zeit zu Zeit durch den dichten Rauch und Qualm, welcher aus den großen Bratpfannen aufsteigt, unsichtbar gemacht wird. Das zerlassene Schmalz erfüllt die Luft mit einem lauten Zischen, wie das Geplätscher eines anhaltenden Regens, welches zeitweise von den Lobpreisungen unterbrochen wird, welche sie ihrem Fabrikate hält und so die Eßlust der Vorübergehenden zu erwecken trachtet.

Während so in den Zelten und Buden und Lauberhütten die Geschäftigkeit ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben scheint, geht es draußen in den Gassen und Zwischenräumen der Markthütten nicht minder lebhaft zu. Ueberall sieht man zahlreiche Schwärme von Menschen herumziehen, deren Gesichter von Freude strahlen. Einige wandeln zwecklos herum, und besehen das bunte Leben und Treiben des lustigen Volkes; andere aber lagern sich in die einladenden Lauberhütten, und thun sich bei Wein und Braten einen guten Tag an; und wieder andere kaufen und verkaufen. Bei solchen Gelegenheiten werden die verschiedenartigsten Geschäfte gemacht. Hier ist gewöhnlich der Ort, wo der zukünftige Schwiegervater den Brautschmuck und andere Hochzeitsbedürfnisse für die Braut sei-

nes Sohnes anzukaufen pflegt. Hier sieht man einen jungen Herrn mit gierigen Blicken das junge hübsche Weibsvolk mustern, auch wohl um allerlei kleine Luxusgegenstände, mit welchen er seine Auserkorene zu gewinnen glaubt, mit jüdischer Unverschämtheit handeln, während dort ein junges Mädchen mit wehmüthigen Blicken das Waarenlager eines pohlnischen Juden betrachtet, sich von dem glänzenden Schmucke und anderen herrlich schimmernden Gegenständen ihrer sehnlichsten Wünsche gar nicht trennen zu können glaubt, und seufzend ihre Armuth verwünscht. Dort sieht man einen Haufen zerlumpter Zigeuner sinnend und spähend herumschleichen, nach langem Zögern endlich in irgend eine Bude hineinfallen, und die vortheilhaftesten Geschäfte machen, indem die eine Hälfte von ihnen handelt, und die andere stiehlt. So ist bereits der Nachmittag herangekommen, und Bürger und Honoratioren finden sich allmählig auch auf dem Marktplatze ein, um sich das lustige Leben anzusehen. Während sich nun in den Lauberhütten der zu übermäßige Genuß des Weins und der Rakia bald in lärmenden Zdrawicze, bald in wildem Gesange, bald in ernstlichem Zank und Streit, mitunter auch wohl in einigen freundschaftlichen Ohrfeigen, zu erkennen gibt, versammelt sich das junge Volk um den Dudelsackpfeifer, und beginnt den Kolotanz, von welchem weiter unten gesprochen werden wird. So dauert dieses bunte Treiben bis spät in die Nacht hinein; das Singen, Tanzen und Jubeln will gar kein Ende nehmen, so daß die zur Handhabung der Ordnung und Sicherheit aufgestellte Wache, oftmal mit handgreiflichem Ernste an die Stunde mahnen muß, über welche hinaus derlei Lustbarkeiten, vermöge der polizeilichen Anordnung, sich nicht erstrecken dürfen.

An solchen Tagen haben die armen Lokalpfarrer ihre wahre Noth. Von allen Seiten strömen die Amtskollegen und andere Honoratioren herbei, welche, im Ver-

trauen auf die Gastfreundschaft des Herrn Pfarrers, seinen Tisch als eine table d'hote betrachten, sich ungenirt und ohne Scheu bei seinen dampfenden Schüsseln einfinden, und sich die guten Speisen und köstlichen Weine sehr wohl schmecken lassen. Der Pfarrer muß sich diese und ähnliche Beweise der freundschaftlichen Ungezwungenheit um so mehr gefallen lassen, als ihm bei ähnlichen Gelegenheiten Repressalien zu Gebothe stehen. —

Aber diese Märkte und Kirchweihfeste biethen auch noch eine Erscheinung dar, welche für den Freund der serbischen Volkspoesie von einem besonderen Interesse ist. Hier ist nämlich der Ort, wo sich blinde Bettler in ziemlicher Anzahl versammeln, und nationale Lieder singend vortragen. Diese Lieder gehören fast durchgehends zu jener Gattung serbischer Gesänge, welche Herr Wuck Stephanowitsch unter dem allgemeinen Namen Heldenlieder zusammengefaßt hat, und welche meistens Mährchen, Sagen, Mythen und die Thaten der Heroen der Nation zum Gegenstande haben. Da nun die Blinden überhaupt bettelnd und singend ihren Unterhalt suchen müssen, und das Volk gerne ihre Gesänge hört, so hat ein jeder Blinde einen unerschöpflichen Vorrath der herrlichsten Nationallieder in seinem treuen Gedächtnisse hinterlegt, welche er an Kirchweihfesten und andern ähnlichen Gelegenheiten den Zuhörern, gegen kleine Geldalmosen, vorträgt. Zu diesem Behufe nimmt der Blinde neben der Kirche, an einer Brücke, oder sonst an einem schicklichen und stark besuchten Platze, seinen Stand, und läßt die einfachen, melancholischen Töne seiner Gusle in einigen kunstlosen Präludien vernehmen. Diese Gusle hat ungefähr die Gestalt einer Mandoline, und ist mit einer einzigen, aus mehreren Roßhaaren nach Art der Geigenbögen zusammen gesetzten, Seite bespannt. Sie wird mit einem eben so bespannten Bogen gespielt. Der Spielende nimmt immer eine sitzende Stellung an, und hält die Gusle, in-

dem er sie auf seinen Schooß stützt, aufrecht, ungefähr so, wie man das Violonzello zu halten pflegt. Dieses Instrument dient dem Blinden zur Begleitung seines Gesanges.

Sobald nun ein Blinder seine Stellung genommen hat, und ein Lied zu singen beginnt; so versammelt sich sogleich eine Menge Zuhörer um ihn, welche mit der gespanntesten Aufmerksamkeit seinen Gesang belauschen. Der Vortrag dieser Lieder ist einförmig und ruhig, und eigentlich mehr deklamirend als singend. Ein Vers wird wie der andere abgesungen, und nur gewisse Stellen, welche einen Nachdruck bedingen, etwas gehoben. Die aus einfachen Tönen bestehende Begleitung fällt meistens immer gegen das Ende eines Verses ein, und wird mit einer ganz kurzen Kadenz geschlossen. Nur bei gewissen Ruhepunkten spielt der Sänger etwas länger fort, um den Zuhörern Erholung zu gönnen. Uebrigens weiß mancher Blinde seinem Gesange so viel Ausdruck und Gefühl einzuhauchen, daß die Zuhörer bis zu Thränen gerührt werden.

Der Inhalt dieser Lieder ist, wie schon erinnert, der Geschichte oder der Mythe entlehnt. Die Poesie, welche in denselben lebt, hat einen ganz eigenthümlichen Charakter, welcher nirgends an Fremdartiges anzustreifen scheint. Einfach und schmucklos werden die Thaten und Begebenheiten geschildert, und der Charakter der handelnden Personen wird aus ihren Handlungen und Reden anschaulich. Bilder und Vergleichungen kommen nur sparsam vor, und auch die wenigen sind kurz aber treffend, und aus den nächsten Umgebungen des Volkslebens gegriffen. Sie bewegen sich, mit Ausnahme einiger wenigen, durchaus in fünffüßigen Trochäen ohne Reim, und es wechseln darin erzählende Stellen mit dramatischen ab, wie es gerade das Fortschreiten der Handlung und der Wechsel der Szenen zu begründen scheint. Der Schluß ist natürlich und

ungesucht, und, wie das Ganze selbst, einfach und befriedigend.

Dieß ist Alles, was über diese Art serbischer Gesänge hier gesagt werden kann, und damit der Leser in den Stand gesetzt werde, selbst prüfen und urtheilen zu können, wollen wir noch ein Paar Proben solcher Lieder, in möglichst getreuer Uebersetzung, hier beifügen.

1.

Sage von der Entstehung des Plattensees.

Es befahl einst Gott der Herr
Dreien seiner Engelein:
„Höret, meine Engelein!
„Woiwoden des Himmelreichs!
„Steigt vom Himmelszelt herab,
„Und drei Geigen bauet euch
„Von gedörrtem Ahornholz;
„Wandert durch die Welt sodann,
„Wie die Bien' durch Blumen zieht,
„Fangt bei Gottes Fenster an,
„Bei dem Aufgange der Sonn';
„Prüfet alle Glauben mir,
„Alle Burgen nach der Reih',
„Ob ein Jeder weiß von Gott,
„Und von Gottes Namen auch.“
Und die Engeln stiegen ab,
Ab vom hohen Himmelszelt,
Und sie bauten Geigen sich,
Von gedörrtem Ahornholz,
Und durchzogen dann die Welt,
Wie die Bien' die Blumenflur,
Von dem Fenster Gottes an,
Von dem Aufgange der Sonn';
Alle Glauben prüften sie,
Alle Burgen nach der Reih',
Und ein Jeder weiß von Gott,
Und von Gottes Namen auch.
Und so kamen endlich sie

Vor des reichen Gavan Schloß;
Grad am heil'gen Sonntag war's.
Standen hier die Engelein
Einen halben Sommertag;
Füße schmerzten sie vom Steh'n,
Und die weißen Hände auch,
Wehrend sich vom Schlosseshund,
Bis herauskam Jelena,
Dieser Schlösser stolze Frau.
Dienerinen geh'n vor ihr,
Dienerinen hinter ihr;
Pfauen sitzen ihr am Haupt,
Ihr mit Flügeln Schatten weh'n.
Und es brachte Jelena,
Diese übermüth'ge Frau,
Ein verbranntes Schnittchen Brot,
Das geknetet Freitags schon,
Samstags in den Ofen kam,
Sonntags ausgebacken war.
Dieses gab nicht Jelena,
Wie der Herr es gerne sieht,
Sondern stößt es Jelena,
Mit dem Schuh vom rechten Fuß:
»Nimm es hin, du Bettelvolk!
»Was für Gott ist euer Gott,
»Welcher nicht ernähren kann
»Seine Diener bei sich selbst,
»Sondern schickt sie bis zu mir?
»Hab' zu Hause einen Gott,
»Welcher mir erschaffen hat
»Diese Schlösser hier von Blei,
„Und von Silber Hausgeräth',
»Viele Herden, Gold und Geld.« —
Und die Engeln wollten geh'n,
Da ersahen Stephan sie,
Gavans treuergeb'nen Knecht.
Und die Engel baten ihn,
„Bruder Stephan, höre doch!
„Gib Almosen uns um Gott!“
Und zu ihnen Stephan spricht:

„Bettler, Brüder! höret mich —
„Habe nichts, was mein gehört,
„Außer einem Lämmchen nur!
„Hab' dem Gavan ich gedient,
„Treu gedient neun volle Jahr',
„Und er gab mir nichts dafür,
„Als das eine Lämmchen nur.
„Hab' erbettelt ich die Milch,
„Und damit das Lamm genährt,
„Und jetzt ist das Lämmchen mir,
„Wohl das schönste in der Schaar.
„Wär' das Lämmchen jetzt bei mir,
„Gerne gäb' ich es euch hin,
„Weil die falschen Hirten mich
„List'ger Art mit Raub bedroh'n."
Doch als Stephan rückwärts schaut,
Sieh! da kam das Lämmchen schon;
Hüpfte blöckend durch das Feld,
Und sich seinem Stephan freut,
Gleich wie seinem Mütterchen.
Und der Stephan nimmt das Lamm,
Und er küßt es dreimal noch,
Gibt es dann den Bettlern hin.
„Bettler, Brüder! nehmt es hin!
„Milde Gabe sei es euch,
„Und Vorbitte mir bei Gott!"
Und die Engeln zogen fort,
Nahmen auch das Lämmchen mit.
Und als nun die Engelein
Kamen vor den Thron des Herrn,
Treulich zu berichten ihm,
Wie's auf Erden ihnen ging,
(Was der Herr doch besser weiß),
Sagte ihnen Gott der Herr:
„Hört mich, meine Engelein!
„Steigt vom Himmelszelt herab,
„Und begebt euch zu dem Schloss'
„Jener übermüth'gen Frau;
„Machet aus dem Schlosse mir,
„Gleich zur Stund' den Plattensee;

„Dann ergreifet Jelena,
„Jene übermüth'ge Frau,
„Bind't ihr Steine an den Hals,
„Und Dämonen an den Stein,
„Die sie durch die Hölle zieh'n,
„Wie ein Schiff durch's tiefe Meer."

2.

Die Hochzeit des Johann Hunyad.

Als der Siebenbürger Janko *), freite,
Ging er alle Schlösser durch und Burgen,
In Bosnien und Herzegowina,
Dalmatien, Likka, Korbawien;
Nirgends konnt' er eine Braut sich finden,
Als in Temeswar die schöne Janja.
Er erhielt sie, ward mit ihr verlobet,
Kehrt' dann glücklich in die Heimath wieder.
Kurze Zeit nach diesem war verflossen,
Kam ein Brief von seinem Schwiegervater:
„Sammle, Janko, schmucke Hochzeitsgäste,
„Sammle Gäste, hole dir dein Mädchen,
„Aber bringe nicht den Neffen Sekul **),
„Weil man mir als Zänker ihn beschrieben."
Als das Schreiben Janko wohl verstanden,
That er, wie sein Schwiegervater wünschte,
Sammelt Gäste, zieht dann um sein Mädchen,
Ohne Sekula mit sich zu nehmen.
Doch es sprach zu Sekula die Mutter:
„Sohn! Es hat nichts Gutes zu bedeuten,
„Daß dich Onkel nicht zur Hochzeit ladet;
„Mir ist um sein theures Leben bange,
„Denn er war mit seinem Schwiegervater,
„Vor nicht langer Zeit in offner Fehde.

*) So wird Johann Hunyad von den Serben genannt.

**) Johann Szekely (bei den Serben Sekula), war Banus von Slavonien und ein Schwestersohn des Hunyad. Die serbischen Volkslieder bezeichnen ihn als einen großen Helden. Er fiel in der Schlacht am Kossowo, welche Hunyad 1448 gegen die Türken verlor.

„Darum sattle Sohn! dein bestes Rößlein,
„Das du immer sonst geheim gehalten,
„Hülle dich in bulgarische Kleider,
„Folge, wie von Ungefähr, der Hochzeit,
„Daß, wenn Janko etwa sich in Noth sieht,
„Er an dir doch Hilf' und Beistand finde.“
Als vernommen Sekula die Mutter,
War der Held behende aufgesprungen,
Und begann zur Reise sich zu rüsten:
Erstlich zog er an ein feines Hemde,
Bis zum Gürtel von gedieg'nem Golde,
Und vom Gürtel an von weißer Seide,
Ueber's Hemde eine feine Weste,
Einen Dollman dann mit gold'nen Knöpfen,
Und ein Beinkleid noch mit gold'nen Hefteln.
Dann umschnallte er den schweren Küraß,
Welcher viele Marken Gold gewogen,
Und darüber einen Bulgar-Mantel,
Daß der Glanz den Helden nicht verrathe:
Und auf seinem allerbesten Kampfroß
Folgte er der Hochzeit aus der Ferne.
Als der Zug des Mädchens Schloß erreichte,
Lief ihm eine Dienerschaar entgegen,
Die den Gästen Pferde hielt und Waffen;
Doch um Sekula sich niemand kümmert.
Freundlich führte man in's Schloß die Gäste,
Setzte sie an reich gedeckte Tafeln;
Doch den Bulgar niemand sehen mochte,
Draußen blieb er an der Steinbank sitzen.
Als erfreut die Gäste sich am Weine,
Wollten sie ergötzen sich durch Spiele:
Einen Apfel bringt man an der Lanze,
Und bedeutet dann dem Woiwod Janko:
»Schieß' herab den Apfel von der Lanze,
»Und vermagst du nicht das Ziel zu treffen,
»Oder jemand sonst von deinen Gästen,
»Sollst den Kopf du nicht von hinnen tragen,
»Noch das schöne Mädchen mit dir nehmen!«
Als der Janko nun das Wort vernommen,
Sah den Gästen fragend er in's Antlitz;

Doch ein Jeder blickte finster nieder.
Schmerzlich seufzte jetzt der Woiwod Janko:
„Ei, Sekula! Ei mein lieber Neffe!
„Tollkühn hab' das Leben ich verloren!"
Doch der Bulgar hatte dies vernommen,
Und er sagte zu dem Woiwod Janko:
„Laß mich zielen, Siebenbürger Janko!
„Eine Schwalbe kann im Flug ich schießen,
„Warum nicht den Apfel von der Lanze?"
Und er schwang sich auf das muth'ge Rößlein,
Flog zum Ziele wie der graue Falke,
Schoß im Lauf' den Apfel von der Lanze,
Und erlöste aus der Noth den Janko.
Und ein zweites Spiel ward aufgegeben:
Bringt neun muth'ge Rosse aus dem Stalle,
Jedes trägt am Sattel einen Säbel,
Dessen Spitze himmelwärts gekehret,
Und bedeutet nun dem Woiwod Janko:
„Jetzt neun muth'ge Rosse überspringe;
„Kannst du Janko nicht hinüberspringen,
„Sollst nicht leben, noch das Mädchen haben."
Doch der Bulgar sprach zu Janko wieder:
„Sei du ohne Sorge Bräut'gam Janko!
„Will dir diesmal wieder Hilfe leisten.
„Hab' im kühnen Spiele mit den Hirten
„Ungeheure Klüfte übersprungen;
„Warum sollt' ich diesen Sprung nicht wagen?"
Janko mahnte nun den schwarzen Bulgar:
„„Nimm doch ab den schweren Bulgar-Mantel,
„„Daß er dich im Sprunge nicht verhindre!""
Doch der kühne Bulgar ihm entgegnet:
„Weh dem Vogel, den die Federn irren!"
Und er brachte noch das eigene Kampfroß,
Stellt es zu den andern in die Reihe;
Und nun lief er, leicht wie eine Schwalbe,
Uebersprang die Rosse und die Säbel,
Seinem Rosse sprang er in den Sattel.
Jetzt ein drittes Spiel ward aufgegeben:
Bringt neun schöne Mädchen aus dem Schlosse,
Gleich gekleidet, ähnlich sich vom Antlitz,

Und bedeutet nun dem Woiwod Janko:
„Jetzt errathe, welches ist dein Mädchen;
„Und vermagst du nicht sie zu erkennen,
„Sollst nicht leben, noch das Mädchen haben.“
Janko stand verloren in Gedanken,
Doch der schwarze Bulgar tröstend sagte:
„Sei du ohne Sorge, Bräut'gam Janko!
„Hab' zu Hause an zwölftausend Schafe,
„Die mir viele hundert Lämmer geben;
„Jedes Lamm ich nach der Mutter kenne,
„Will die Braut auch nach dem Vater kennen.“
Und er warf von sich den Bulgar-Mantel, —
Es erglänzte Sekul' wie die Sonne.
Und den Dollman zog er aus von Purpur,
Breitet ihn den Mädchen zu den Füßen,
Streute auf den Dollman gold'ne Ringe,
Streute Perlen noch und Edelsteine,
Und bedeutet dann den schönen Mädchen:
„Welche ist von euch des Janko Mädchen?
„Diese nehme sich die goldnen Ringe,
„All' die Perlen und die Edelsteine;
„Doch, wenn eine And're darnach greifet,
„Hau ich ihr die Hand ab mit dem Schwerte!“
Alle Mädchen traten da zurücke;
Doch des Janko Mädchen will nicht weichen,
Sondern nimmt die gold'nen Ringe alle,
Nimmt die Perlen und die Edelsteine,
Und die Ringe steckt sie an die Finger.
Bei der Hand nimmt Sekula das Mädchen,
Führet sie dem Bräut'gam in die Arme:
„Nimm dir Onkel jetzt das schöne Mädchen,
„Deine Braut und meine liebe Tante!“
Woiwod Janko sagt mit Freudenthränen:
„„Wohl mir, daß ich solchen Neffen habe,
„„Dir verdank ich Sieg und Braut und Leben!““
Und nun eilten all' die Hochzeitsgäste
Mit dem Brautpaar nach des Janko Heimath,
Fröhlich singend und die Rosse tummelnd. —

3.

Marko Kraljewitsch *) und der Araber.

Ein Araber baut' am Meeresstrande
Eine Burg von zwanzig Stockwerk Höhe.
Als Araber nun die Burg erbauet,
Ließ er Gläser in die Fenster schneiden,
Sammt und Seide auf den Boden breiten,
Und zum hohen Schlosse sprach er also:
„Wozu bist du, wüste Burg am Meere?
„Niemand ist, der sich in dir erginge;
„Keine Mutter hab ich, keine Schwester,
„Und bin noch zur Stunde nicht vermählet,
„Daß mein Liebchen sich in dir erginge;
„Doch, so wahr auch mich ein Weib geboren!
„Will beim Kaiser um sein Mägdlein werben,
„Und der Kaiser wird sie mir auch geben,
„Oder sich im Zweikampf stellen müssen!"
Als Araber so zur Burg gesprochen,
Schrieb zur Stunde er ein feines Briefchen,
Und dem Kaiser schickt er es nach Stambol:
„O Gebiether! Kaiser in dem Stambol!
„Hab' mir eine Burg erbau't am Meere;
„Niemand ist, der sich darin erginge,
„Und bin noch zur Stunde nicht vermählet;
„Gib mir deine Tochter zur Geliebten.
„So du aber nicht sie geben wolltest;
„Mußt im Zweikampf du als Held mir stehen."
Als der Brief in Stambol angekommen,
Ließ der Kaiser Kämpfer jetzt entbiethen,
Und verheißet Jenem große Schätze,
Der im Kampfe tödtet den Araber.

---

*) Einer der größten Heroen der Serben. Er war der Sohn des serbischen Königs Wukaschin, welcher im Jahre 1371 auf der Flucht nach einer, gegen die Türken verlornen, Schlacht von einem treulosen Diener erschlagen wurde. Marko ist der Herkules der Serben. Die Sage verleiht ihm übermenschliche Kräfte, und ein Alter von dreihundert Jahren.

Viele Kämpfer wohl von dannen zogen,
Aber keiner kehrt nach Stambol wieder.
Immer größer wird die Noth des Kaisers,
Es begann an Kämpfern ihm zu fehlen,
Weil Araber alle schon getödtet.
Doch um es auf's Aeußerste zu treiben,
Rüstet sich persönlich der Araber,
In dem Schlosse an der Meeresküste;
Kleidet sich in kostbare Gewande,
Und umgürtet den gestählten Säbel;
Rüstet dann den kampfgewohnten Rappen,
Schnallte ihn mit siebenfachen Gurten,
Zäumt ihn mit einem gold'nen Zaume,
Und dann bindet er das Zelt von Seide,
Und die schwere Keule an den Sattel,
Schwang sich dann dem Rappen auf die Schultern,
Nahm zu sich die mörderische Lanze,
Und nach Stambol zog er g'rades Weges.
Als er vor den Thoren Stambols ankam,
Schlug er ein die Lanze in den Boden,
Band den Rappen an die hohe Lanze,
Spannt' das Zelt, um sich darin zu lagern.
Nun belegt' er Stambol mit Tribute:
Jede Nacht ein Dutzend fetter Schafe,
Einen Ofen voll mit weißem Brote,
Einen Zober von dem besten Branntwein,
Und zwei Zober voll mit rothem Weine;
Und noch überdieß ein schönes Mädchen,
Daß sie ihm den rothen Wein credenzet,
Und er Nachts ihr weißes Antlitz küsset.
Und so währte es drei volle Monde.
Doch er treibt den Uebermuth noch weiter,
Denn er schwingt sich auf den schlanken Rappen,
Sprengt daher mit ihm durch Stambols Gassen,
Kam gerade vor die Burg des Kaisers,
Ruft dem Kaiser dann aus voller Kehle:
„Höre, Kaiser, bring' heraus das Mägdlein!“
Und er schwang nun die gewicht'ge Keule,
Klopfte mit ihr an die Burg des Kaisers,
Daß die Gläser in den Fenstern klirrten.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Als der Kaiser so sich in der Noth sah,
Gab er ihm das Mädchen sich zur Schande.
Der Araber nun die Zeit bestimmte,
Wann er sich das Mägdlein holen wollte:
„Werde binnen fünfzehn Tagen kommen,
„Bis ich an die Meeresküste gehe,
„Schmucke Hochzeitsgäste mir zu sammeln.“
Dann bestieg er seinen Rappen wieder,
Eilte in die Heimath um die Gäste.
Als des Kaisers Mägdlein dieß vernommen,
Uebermannte Schmerz sie und Betrübniß.
„Weh mir! Güt'ger Gott, dir sei's geklaget!
„Für wen hab' mein Antlitz ich gepflogen;
„Ein Araber soll es nunmehr küssen!“
Doch, als nun die Nacht herangebrochen,
Sah die Kaiserin ein Traumgesichte,
Welches tröstend so zu ihr gesprochen:
„Irgendwo in deinen Staaten, Herrin,
„Liegt die Eb'ne Kossowo *) geheißen,
„In Kossowo, eine Festung Prilip,
„Und der Marko Kraljewitsch in Prilip.
„Marko wird als großer Held gerühmet;
„Send' ein Schreiben an Kraljewitsch Marko,
„Und erkläre ihn zu deinem Sohne,
„Unzählbare Schätze ihm verspreche,
„So dein Kind er vom Araber rettet.“ —
Als nun kaum der junge Morgen graute,
Lief zum Kaiser hin sie, zum Gebieter,
Und erzählte ihm, was ihr geträumet.
Als der Kaiser sie vernommen hatte,
Schrieb er eilig einen feinen Ferman,
Ueberschickt ihn in die Festung Prilip,
In die Hände des Kraljewitsch Marko:
„Sei in Gott mir Sohn! **) Kraljewitsch Marko,

---

*) Amselfeld, eine bedeutende Ebene in Serbien, auf welcher mehrere blutige Schlachten geliefert wurden.

**) Eine Beschwörungsformel, welche auf den Serben einen gewaltigen Eindruck macht. Wir werden weiter unten auf diesen Gegenstand noch einmal zurück kommen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

„Komm', begebe dich zu mir nach Stambol,
„Und erleg' im Zweikampf den Araber,
„Daß er mir das Mägdlein nicht entführe,
„Will drei Lasten Schätze ich dir geben.“
Als den Ferman Marko nun erhalten,
Und ersehen, was der Kaiser wollte,
Sprach er so zum kaiserlichen Boten:
„Grüße mir den Kaiser, meinen Vater,
„Fürchte mich zu fordern den Araber,
„Denn er ist ein großer Held im Zweikampf;
„Nimmt er meinen Kopf mir von den Schultern,
„Wozu kann ich dann die Schätze brauchen?“
Und zum Kaiser kehrt der Bote wieder,
Und erzählte, was ihm Marko sagte.
Als die Kaiserin nun dieß vernommen,
Schrieb sie selbst ein zweites feines Brieflein,
Und dem Marko sie es übersendet:
„Sei in Gott mir Sohn! Kraljewitsch Marko!
„Rette mir die Tochter vom Araber,
„Will fünf Lasten Schätze ich dir geben!“
Marko Kraljewitsch erhielt das Schreiben,
Doch, als er den Inhalt eingesehen,
Sprach er so zum kaiserlichen Boten:
„Geh zurück, du kaiserlicher Bote,
„Geh zurück, und grüße meine Mutter,
„Fürchte mich zu fordern den Araber,
„Denn er ist ein großer Held im Zweikampf,
„Wird den Kopf mir von den Schultern schlagen;
„Und mein Kopf ist mir wahrhaftig lieber,
„Als gesammte Schätze deines Kaisers!“
Und zur Kais'rin eilt der Bote wieder,
Ihr des Marko Antwort zu berichten.
Als des Kaisers Mädchen dieß vernommen,
Will sie selbst noch einmal es versuchen,
Nahm zur Hand Papier und Schreibefeder,
Schlug sich mit der Feder in das Antlitz,
Fing das Blut, das aus dem Antlitz quillte,
Schrieb dem Marko dann ein feines Briefchen:
„Heldenmarko, sei in Gott mir Bruder!
„Bei dem wahren Gott ich dich beschwöre,

„Und bei eurem heiligen Johannes,
„Laß mich nicht entführen vom Araber!
„Will dir sieben Lasten Schätze geben,
„Will dir sieben feine Hemden schenken,
„Welche nicht gewoben, nicht gesponnen,
„Sondern von gedieg'nem Gold gegossen;
„Will dir einen Tisch von Golde geben,
„Auf dem Tische 'ne geflocht'ne Schlange,
„Welche hoch das Haupt empor gehoben;
„Einen Edelstein sie trägt im Munde,
„Der so hell beim Abendessen leuchtet,
„Selbst um Mitternacht, so wie zu Mittag.
„Und dann geb' ich dir noch einen Säbel,
„Welchen gold'ne Griffe dreifach zieren,
„Und ein Edelstein in jedem Griffe,
„Gleich an Werth drei Festungen des Kaisers;
„Will dir noch des Kaisers Siegel geben,
„Daß dich Wessir nicht enthaupten dürfe,
„Wenn vorher den Kaiser er nicht fraget."
Schickt den Brief sie Marko durch den Boten.
Als das Schreiben Marko nun erhalten,
Und des Schreibens Inhalt eingesehen,
Hub er an, so mit sich selbst zu sprechen:
„Wehe, wehe! meine liebe Schwester!
„Schlecht ist's gehen, schlechter wohl nicht gehen!
„Fürchte nicht den Kaiser, nicht die Kais'rin,
„Fürchte Gott doch und den heil'gen Johann.
„Will doch geh'n und sollt' ich nimmer kommen!"
Und zurück entsendet er den Boten,
Sagt nicht, ob er will, ob nicht will kommen.
Und er geht, zur Reise sich zu rüsten:
Auf die Schultern nimmt er einen Wolfspelz,
Auf den Kopf von Wolfsfell eine Mütze;
Dann umgürtet er den scharfen Säbel,
Und erfaßt die mörderische Lanze;
Steiget in den Stall hinab zum Schecken,
Schnallte ihn mit siebenfachen Gurten;
Füllt' mit rothem Weine einen Blasbalg,
Hängt ihn auf des Schecken rechte Seite,
Auf die linke die gewicht'ge Keule,

Daß die Last im Gleichgewichte bleibe;
Schwang sich dann dem Schecken ouf die Schultern,
Und nach Stambol zog er g'rades Weges.
Als er nun in Stambol eingetroffen,
Geht er nicht zum Kaiser, nicht zur Kais'rin,
Sondern gehet in die neue Schenke,
In der Schenke will er übernachten.
Als der Abend schon herangedunkelt,
An die See er seinen Schecken führte,
Um mit kühlen Wasser ihn zu tränken.
Doch der Schecke will nicht Wasser trinken,
Sondern sieht sich um nach allen Seiten;
Sieh! da kam daher ein Türken-Mädchen;
Gold'ner Schleier ihr Gesicht verdeckte.
Als des Meeres Ufer sie erreichte,
Vor dem grünen Meer' sie sich verneigte,
Und begann die Wellen anzureden:
»Sei, o grünes Meer! sei mir gegrüßet!
»Sei gegrüßet, meine ew'ge Wohnung!
»Werd' in dir die Ewigkeit durchleben,
»Werde nun, o See! mich dir vermählen, —
»Doch viel lieber dir, als dem Araber!«
Marko nah't dem Mädchen mit den Worten:
»Ei doch, Herrin, ei doch Türken-Mädchen!
»Was vermag dich in die See zu treiben?
»Warum willst dem Meere dich vermählen?
»Welcher großen Noth bist du verfallen?«
Und das Türken-Mädchen ihm erwiedert:
»Laß', zerlumpter Derwisch, mich in Frieden!
»Warum frägst du, wo du nicht kannst helfen?«
Sie erzählt ihm doch den ganzen Hergang,
Und warum sie in die See sich flüchtet:
»Endlich nannte man mir noch den Marko,
»Dort in Prilip, in der weißen Festung;
»Sagte mir, es sei ein Held der Marko,
»Daß er könnte tödten den Araber;
»Hab' in Gott ihn Bruder angerufen,
»Bei dem heil'gen Johann ihn beschworen,
»Viele Schätze ihm noch angeboten,
»Doch umsonst! der Marko will nicht kommen,

„Will nicht, mag der Mutter er nicht kommen!“
Doch der Marko Kraljewitsch erwiedert:
„Fluch' mir nicht, o meine liebe Schwester;
„Den ich bin ja selbst Kraljewitsch Marko!“
Als das schöne Mädchen dies vernommen,
Schmiegte sie sich Marko um den Nacken:
„In Gott Bruder, o Kraljewitsch Marko!
„O errette mich von dem Araber!“
Marko Kraljewitsch nun ihr entgegnet;
„Türkenmädchen, meine liebe Schwester!
„So lang ich den Kopf an mir noch trage,
„Hast du vom Araber nichts zu fürchten.
„Aber Niemand andern von mir sage,
„Sondern sag' dem Kaiser und der Kais'rin,
„Daß sie mir ein Nachtmal zubereiten,
„Doch an Wein es nicht ermangeln lassen,
„Und mir in die neue Schenke senden.
„Kommt Araber mit den Hochzeitsgästen,
„Sollen artig sie ihn dort empfangen,
„Und dich dem Araber übergeben,
„Daß er keinen Lärm erhebt im Schlosse;
„Und ich weiß schon, wo ich weg dich nehme,
„Wenn es Gott will, und das Glück der Helden!“
Marko ging nun in die neue Schenke,
Und das Mädchen in die Burg des Kaisers,
Und erzählt, daß Marko angekommen.
Als das Kaiserpaar vernahm die Kunde,
Ließ es ihm ein lecker'e Mahl bereiten,
Und ihm selbes in die Herberg' schicken.
Als der Marko rothen Wein will trinken,
Sperrte man in Stambol schon die Thore.
Kam der Gastwirth auch die Thür zu schließen,
Doch, der Marko Kraljewitsch ihn fragte:
„Warum sperr't ihr doch so früh die Thore?“
Und der Gastwirth ihm die Wahrheit sagte:
„Ei, bei Gott! du Held', du Unbekannter!
„Ein Araber frei't die Kaiserstochter.
„Heute Abends kommt er um das Mädchen;
„Und aus großer Furcht vor dem Araber,
„Eilen wir, so früh uns einzusperren.“

Marko läßt die Thüre nicht versperren,
Denn er wollte sehen den Araber,
Und auch dessen schmucke Hochzeitsgäste.
Da erdröhnt' es in den Gassen Stambols,
Der Araber kam daher gesprenget;
Hinter ihm fünf hundert Hochzeitsgäste.
Alle Hochzeitsgäste sind Araber,
So der Führer und auch so der Beistand,
Weil der Bräut'gam selbst auch ein Araber.
Wild sich bäumte unter ihm der Rappe,
Daß die Steine unter'm Hufe sprangen,
Und die Stücke in die Häuser flogen.
Als sie vor die neue Schenke kamen,
Sprach bei sich verwundert der Araber:
„Lieber Gott! welch übergroßes Wunder!
„Alles hat in Stambol sich verriegelt,
„Ob der Furcht, die man vor mir empfindet;
„Nur die neue Schenke steht noch offen!
„Ob sich Niemand wohl darin befindet?
„Oder ist ein junger Tollkopf d'rinnen,
„Der noch keine Furcht vor mir empfunden? —“
Zog Araber vor die Burg des Kaisers,
Wo die dunkle Nacht er übernachtet.
Als des andern Tags der Morgen graute,
Gab der Kaiser 's Mägdlein dem Araber,
Und zwölf Lasten Schätze noch zur Mitgift.
Heimwärts zog durch Stambol der Araber,
Mit dem Mädchen und den Hochzeitsgästen.
Als sie vor die neue Schenke kamen,
Stand die Thür' der Schenke wieder offen.
Der Araber spornt den schlanken Rappen,
Um zu seh'n, wer sich darin befindet;
Marko saß da mitten in der Schenke,
Und gemächlich rothen Wein er trinket.
Trinkt ihn nicht, womit man Wein sonst trinket,
Trinkt mit Humpen, die zwölf Maß enthalten;
Hälfte trinkt er, Hälfte gibt dem Schecken.
Will Araber einen Zank erheben,
Doch der Schecke, bei der Thür' gebunden,
Ließ ihn gar nicht in die Schenke kommen,

Denn er schlägt den Rappen mit den Füßen.
Der Araber lenkte seinen Rappen,
Und begab sich zu den Hochzeitsgästen.
Marko dachte, jetzt wird's an der Zeit seyn.
Er verkehrte seinen Pelz von Wolfsfell,
Und verkehrt' von Wolfsfell auch die Mütze,
Schnallte fest die Gurten seinem Schecken,
Und verfolgte dann die Hochzeitsgäste.
Als er nun den Hochzeitszug ereilte,
Fing er gleich an Händel zu beginnen,
Und die hintern Gäste zu verjagen.
Als er an das Mädchen so gekommen,
Da erschlug er Beistand und den Führer.
Und die Kunde flog zu dem Araber:
„Unhold ist das Glück dir, o Araber!
„Hat ein Held die Gäste eingeholet;
„Hat ein Roß, das nicht wie and're Rosse,
„Sondern wie ein Rind so bunt geflecket;
„Und er selbst ist nicht wie and're Helden,
„Seine Kleidung ist ein Pelz von Wolfsfell,
„Und der Helm von Wolfsfell eine Mütze;
„Etwas schwarzes trägt er in den Zähnen,
„Groß wie Lamm von einem halben Jahre.
„Als er ankam, fing er gleich 'nen Streit an,
„Und verjagt' des Zuges letzte Reihen,
„Und erschlug dir Beistand und den Führer. —"
Der Araber schwenkt den flinken Rappen,
Und zu Marko Kraljewitsch er sagte:
„Unglück dir, o Held, du unbekannter!
„Welcher Dämon hat dich doch verleitet,
„Daß du unter meine Gäste kommest,
„Und erschlägst den Beistand und den Führer?
„Bist du närrisch oder unerfahren?
„Oder bist aus Uebermuth von Sinnen?
„Oder ist das Leben dir zuwider?
„Aber hoch und theuer ich dir schwöre!
„Will dem Rappen in den Zügel greifen,
„Und will siebenmal dich überspringen,
„Siebenmal hinüber und herüber,
„Und dir dann den Kopf herunterschlagen."

Aber Marko Kraljewitsch erwiedert:
„Prahle nicht mit Lügen, o Araber!
„Denn so Gott gibt und das Glück der Helden,
„Sollst nicht'mal mir in die Nähe kommen,
„Und viel wen'ger noch mich überspringen."
Da erglüht im Zorne der Araber,
Grimmig faßte er den gold'nen Zügel,
Spornt den Rappen mit dem Steigebügel,
Und will Marko wirklich überspringen.
Doch der Schecke, Kampfgewohnt, verhindert's,
Denn er bäumt sich auf die hintern Füße;
Er empfängt den Rappen mit den vordern,
Und verwundet ihn mit scharfem Zahne,
So daß ihn das Blut ganz überströmet.
Furchtbar war es Freunde! anzusehen,
Als ein Held den andern angegriffen!
Weder läßt Araber sich besiegen,
Weder kann er Marko überwält'gen;
Und sie kämpften so vier volle Stunden,
Bis die Schwerter brachen und die Lanzen.
Als Araber endlich jetzt gesehen,
Daß ihn Marko doch besiegen werde,
Lenkte er den schweißbedeckten Rappen,
Um durch Stambols Gassen zu entfliehen.
Ihn verfolgte Marko auf dem Schecken;
Doch noch schneller ist der flinke Rappe,
Ist so schnell euch wie des Bergwalds Wile;
Wäre bald dem Schecken er entkommen.
Da erinnert Marko sich der Keule,
Und er schwang sie mächtig in der Rechten,
Den Araber traf er in die Schulter;
Der Araber fiel, da sprang der Marko
Hin und haut den Kopf ihm von dem Rumpfe,
Und ergriff dann seinen flinken Rappen.
Und jetzt will er auf den Zug sich stürzen;
Doch die Gäste waren all' entflohen;
Blieb allein das schöne Mägdlein stehen,
Und um sie herum die reichen Schätze.
Marko nahm nunmehr das schöne Mägdlein,
Und geleitet sie zur Burg des Kaisers;

„Hier, geehrter Kaiser! ist dein Mägdlein,
„Und hier ist der Kopf auch des Arabers,
„Und hier endlich deines Kindes Schätze.“
Hierauf schwenkt er heimwärts seinen Schecken,
Und zog wieder nach der Festung Prilip.
Tag's darauf, als schon der Morgen graute,
Kaiser sieben Lasten Schätze ladet,
Und das Mädchen legt zurecht die Hemden,
Welche nicht gewoben, nicht gesponnen,
Sondern vom gedieg'nem Gold gegossen;
Und das Tischchen auch von purem Golde,
Auf dem Tischchen 'ne geflocht'ne Schlange,
Welche, hoch das Haupt empor gehoben,
Einen Edelstein im Munde traget,
Der so hell beim Abendessen leuchtet,
Selbst um Mitternacht, so wie zu Mittag;
Und dann noch den Damascener Säbel,
Welchen gold'ne Griffe dreifach zieren,
Und ein Edelstein in jedem Griffe,
Gleich an Werth drei Festungen des Kaisers;
Zwischen ihnen steht des Kaisers Siegel,
Daß ihn Wesir nicht enthaupten dürfe,
Wenn vorher den Kaiser er nicht fraget.
Alles dieß dem Kraljewitsch sie schickten:
„Nehme Marko diese wen'gen Schätze;
„Und wenn dir's an Schätzen je ermangelt,
„Komm du nur zu deinem Vater wieder!“

Wenn die Freude des Volkes bei Gelegenheit der Kirchweihfeste leicht Anlaß zur Ausgelassenheit findet, so feiert es die eigentlichen heiligen Tage mit desto mehr Andacht und frommem Jubel. Mit Sehnsucht erwartet es die heiligen Tage der Weihnachten, und begrüßt sie mit kindlicher Freude. Am heiligen Abende wird Stroh in das Zimmer gestreut, zur Erinnerung an den Ort, an welchem der Heiland geboren wurde. Der Tisch wird gedeckt, das Nachtmahl aufgetragen, und unter gewissen religiösen Ceremonien verzehrt, an deren Beobachtung die Hausmutter strenge hält. Am Christtage selbst be-

gibt sich Groß und Klein in die Kirche, um seine Andacht zu verrichten. Der Gottesdienst wird mit aller Solennität, unter Glockengeläute und dem Abfeuern der Pöller, abgehalten, und nach beendigter Messe strömt Alles nach Hause an die mit Speisen und Getränken reich besetzten Tische. Ein Hauptерforderniß der Tafel an diesem Tage ist ein Schweinbraten. Es wird nämlich eiu Schwein geschlachtet, dessen Größe von der Anzahl der Familienglieder abhängt, und nach Herausschaffung der Eingeweide ganz, d. h., ohne in Stücke zertheilt zu werden, gebraten, und so auf den Tisch gebracht. Bei den nicht unirten Serben wird vor dem Anfange der Mahlzeit in einem Gefäße ein Gemische von allerhand Feldfrüchten auf den Tisch gestellt, und eine brennende Wachskerze hinein gesteckt. Nach beendetem Tischgebete wird das Licht mit jener Frucht beschüttet und ausgelöscht, worauf sich alle Familienglieder wechselseitig küssen, und sich dann zu Tische setzen. Diese Sitte beschränkt sich aber nicht nur auf die Glieder der Familie, sondern alle Bekannten, welche einander auf offener Straße oder auf dem Felde begegnen, umarmen und küssen sich. An diesem schönen Tage, an welchem uns der Erlöser erschien, muß jeder Haß und jeder Groll verstummen, und derjenige würde sich der allgemeinen Verachtung Preis geben, welcher an diesem Versöhnungsfeste einen Kuß auch seinem Todfeinde versagen wollte. — Uebrigens bleibt der Tisch drei Tage lang gedeckt, und das Stroh wird erst am vierten Tage hinweg geräumt, und das Haus gereinigt. Während dieser ganzen Zeit wird Jedermann mit der zuvorkommendsten Gastfreundschaft empfangen; jeder Eintretende muß dem am Tische bereit liegenden Braten, und den vollen Rakia- und Weinflaschen zusprechen, und an der Freude der Hausgenossen Theil nehmen.

Aber in diese Festlichkeiten haben sich auch einige

abergläubische Gebräuche eingeschlichen. So wird z. B. jeder, der am heiligen Abendtage in's Zimmer tritt, mit dem oben erwähnten Fruchtgemenge, welches zu diesem Behufe in einem Gefäße auf dem Tische bereit liegt, beworfen, damit die Früchte im kommenden Jahre gedeihen mögen. Der Fremde, welcher an diesem Tage zuerst das Haus betritt (Poloxai), wird sogleich zum Niedersitzen genöthiget, und muß eine geraume Weile sitzen bleiben; weil bei einer Nichtbeachtung dieser Sitte, die Hausfrau Unglück in ihrer Geflügelzucht befürchtet. Auch muß der Hausvater Sorge tragen, für den ersten Weihnachtstag einen Gast zu bekommen, welchem der Ehrenplatz an der Tafel angewiesen wird. Dieser muß nun dem Wein und der Rakia wacker zusprechen; denn der Hausvater hofft nur dann auf Glück unter seinen Bienenschwärmen, wenn der Gast ganz betrunken nach Hause kehrt.

Um diese Zeit pflegen sich die nicht unirten Serben einer eigenen Grußformel zu bedienen. Anstatt auf die gewöhnliche Art zu grüßen, ruft man sich nämlich zu: Ristos se rodi (Christus ist geboren), worauf die Antwort: waistinu rodi (wahrlich, er ist geboren!) folgt. Dieses wird vom ersten Christtage bis zum Neujahrstage beobachtet.

Am heiligen Dreikönigstage wird von den Bekennern der morgenländischen Kirche die Wasserweihe auf eine sehr feierliche Weise begangen. Die ganze Gemeinde versammelt sich in der Kirche, und begibt sich von da in feierlicher Procession an den nächsten, hierzu geeigneten Bach oder Fluß. Jeder Mitgehende trägt eine brennende Wachskerze in der Hand, und der Geistliche geht, mit dem prachtvollsten Ornate geschmückt, unter einem tragbaren Himmel, ein Krucifix in der Hand tragend. Zahlreiche Fahnen flattern in der Luft, und Heiligenbilder, auf vergoldeten Sonnenscheiben gemalt, und nach Art

der Fahnen auf hohen Stangen getragen, werfen die Strahlen der Sonne tausendfach zurück. Am Ufer des Baches oder Flusses stehen auf einem gedeckten Tischchen kleinere, mit klarem Wasser gefüllte Gefäße, und auf der Erde rechts und links andere größere Gefäße, ebenfalls mit Wasser angefüllt. Der Priester stellt sich nun zu dem Tischchen hin, und beginnt die heilige Ceremonie, welche von zahlreichen Pöllerschüssen begleitet wird. Nach Beendigung derselben besprengt der Priester die Versammlung mit dem geweihten Wasser, und ein jeder Anwesende nimmt sich davon in einem kleinen Gefäße mit, worauf sich die Procession wieder in die Kirche zurück begibt. — Wenn kein Fluß in der Nähe vorhanden ist, oder wenn wegen übler Witterung die Wasserweihe im Freien nicht vorgenommen werden kann, so wird diese Ceremonie in der Kirche abgehalten.

Eben so feierlich wie die Weihnachten, werden auch die Ostertage zugebracht. Mit Sehnsucht erwartet man das Ende der langen, einförmigen Fasten, welche besonders von den nicht unirten Serben mit vieler Strenge eingehalten werden. Wenn aber der letzte Tag der Fasten verstrichen ist; wenn der mitternächtliche Stern den Anbruch des Ostersonntages verkündet; — da erwacht alles zu einem neuen, freudigen Leben. Gleich nach Mitternacht regt und bewegt sich alles in Städten und Dörfern, denn die Auferstehung wird um zwei, an einigen Orten um vier Uhr des Morgens gefeiert. In jedem Hause ist man geschäftig; das Volk beginnt sich in den Gassen und Straßen zu sammeln, welche von dem hellen Scheine der Fackeln und Laternen erleuchtet sind, und alles deutet an, daß man sich zu einem großen, heiligen Feste vorbereitet. Das Volk strömt in die hell erleuchtete Kirche, und die heilige Feier beginnt. Bald darauf verkündet das Geläute der Glocken und der Donner zahlreicher Pöllerschüsse die allerfreuende Auferstehung des Heilandes. Die ganze in

Andacht versammelte Gemeinde begibt sich hierauf in feierlicher Prozession aus dem Gotteshause hinaus, und macht einen Gang um die Kirche. Hiebei trägt Jeder eine brennende Wachskerze in der Hand, was bei einer schönen Nacht einen imposanten Anblick gewährt. Erst mit der Morgenröthe geht der Gottesdienst zu Ende, und die fromme Versammlung verläßt die Kirche, um sich nach Hause zu begeben.

Am Ostertage wird für den Tisch eben so Sorge getragen, wie zu Weihnachten, nur wird jetzt ein Lamm als Braten aufgetragen. — Wenn aber der kühle und unangenehme Dezember das Volk zur Zeit der Weihnachten in den engen und unfreundlichen Stuben gefangen hält; so locken die freundlichen Ostern, als Vorbothen des Frühlings, Groß und Klein ins Freie hinaus. Alles begibt sich da an schönen Tagen zu der Kirche oder sonst an einen freien und offenen Platz, und feiert mit fröhlicher Laune das Wiedererwachen der ewig jungen Natur. Die Bursche schlagen den Ball, oder versuchen ihr Glück im Spiele mit rothen Eiern; und die Mädchen tanzen, ergötzen sich in allerlei unschuldigen Gesellschaftsspielen, oder geben ihre fröhliche Stimmung in Liedern zu erkennen.

Auch diese Feiertage geben dem nicht unirten Serben Gelegenheit, die gewöhnliche Grußformel zu verändern. Ristos woskers (Christus ist erstanden,) ruft er dem Glaubensbruder zu, welcher mit frommer Ueberzeugung erwiedert: waistinu woskers, wahrlich, er ist erstanden! —

Der Carneval hat auch in der Gränze seine usurpirte Macht geltend gemacht. Wenn auch, dem Himmel sei's gedankt! der Luxus der Großstädter seine verderblichen Arme noch nicht bis hieher ausgestreckt hat; so begeht der Gränzer um diese Zeit doch tolle Streiche genug, um einst einem schlichten Türken die Frage zu entlocken: »Was ist das für eine Zeit, wo die Christen Narren werden?«

Wenn schon während der ganzen Faschingszeit geschwärmt wird, so bringen doch erst eigentlich die letzten Tage des Carnevals eine ganze Verwirrung mit sich. Da wird unausgesetzt getanzt, gesungen, gegessen und getrunken, als wenn man sich für die lange Fastenzeit, welche nun folgt, und besonders von den Bekennern der griechisch nicht unirten Religion strenge eingehalten wird, entschädigen wollte. Da wird mancher Eimer Rakia geleert, und mancher sauer erworbene Gulden in den Schenken und Tanzsälen gelassen. Da schwärmen die jungen Bursche bei Nacht und Tag, die Mädchen vergessen den Rocken und Webestuhl und Stickrahmen, und umringen den unermüdlichen Dudelsackpfeifer, der sich fast lungensüchtig blasen möchte. Zahlreiche Haufen durchziehen das Dorf singend und jubelnd, oder treiben, als Masken gekleidet, tolle Streiche. Selbst die alternden Matronen, für die sich kein Tanz und öffentlicher Jubel mehr schickt, bringen zu Hause der Zeit ihr Opfer, indem sie in der warmen Stube fröhlich beisammen sitzen, und den mit Wein oder Branntwein gefüllten Topf wacker in der Runde herumgehen lassen. Am Aschermittwoche zieht noch eine Schaar lustiger Bursche, in karrikirte Masken gekleidet, im Dorfe herum, schleppt an einem einrädrigen Karren eine unförmliche hölzerne, oder mit Stroh ausgeschoppte Figur, der man so viel möglich eine menschliche Gestalt zu geben sucht, hinter sich, und trägt so »den Fasching zu Grabe.« Eine Art Csaush oder Bajazzo beschließt den phantastischen Leichenzug, und singt komische Klagelieder. —

Wir kommen jetzt zu einem Gegenstande, welcher vielleicht unter allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens auf unsere häusliche Glückseligkeit den entschiedensten Einfluß hat, und doch, wie es die tägliche Erfahrung lehrt, mit dem größten Leichtsinne behandelt wird; — wir meinen die Ehe. Man hat schon ziemlich stark angefangen, Hymens Tempel zu einer Mäklerbude zu entwürdigen,

in der sich wucherische Spekulanten mit unerhörter Frechheit herumtreiben; und schon gibt es leider! auch in der Gränze mehr Ehen, welche aus spekulativen Rücksichten geschlossen werden, als solcher, welche Amors Bande knüpfen. Den meisten Anlaß zu spekulativen Ehen findet der Gränzer in seiner ganz eigenthümlichen Lebens- und Wirthschaftsart. Weil nämlich, wie wir schon oben gesehen haben, das Weib verpflichtet ist, für die Kleidung und Wäsche seiner Familie zu sorgen, so trachtet man die heranwachsenden Burschen so zeitlich als möglich zu verehelichen, um auf diese Art die Sorgen und Lasten der Mutter zu vermindern. Hierbei erwächst dem Hause noch der nicht unwichtige Vortheil, daß die Familie ein Paar tüchtige Hände mehr bekommt, welche ihr bei der Bestellung der Feld- und häuslichen Arbeiten sehr zu Statten kommen. Dies ist eine der Hauptursachen, warum die Gränzburschen schon im sechzehnten, fünfzehnten, manchmal wohl gar schon im vierzehnten Jahre sich verheirathen. Die Wahl fällt dann immer auf kräftige, völlig erwachsene, zuweilen schon fünf und zwanzig jährige Mädchen. Daß ein solches Mißverhältniß der Jahre nicht selten unangenehme Folgen nach sich zieht, leuchtet von selbst ein; doch dürften die ärgerlichen Scenen unzufriedner Ehen zu sehr bekannt seyn, als daß wir nöthig hätten, ein solches Gemählde hier auszumahlen.

Uebrigens ist eine solche Heirathsgeschichte beiderseits mit vielen Unkosten verbunden. Wenn der Bräutigam nicht nur die, oft sehr bedeutenden, Hochzeitskosten zu tragen hat, sondern auch seiner zukünftigen Gattin ansehnliche Geschenke zu machen verpflichtet ist; so wird auf der andern Seite auch die Freigebigkeit der Braut ziemlich stark in Anspruch genommen, und sie muß, der landesüblichen Sitte gemäß, einen großen Theil ihres Brautschatzes an die Eltern und Anverwandten des Bräutigams, und an ihre, gewöhnlich sehr zahlreichen, Hoch-

zeitsgäste verschenken. Diese Sitte und die Ueberzeugung, daß sie vom Tage der Hochzeit an für die Wäsche und Bekleidung ihres Gatten Sorge tragen muß, machen, daß jede Dirne während der ganzen Zeit ihrer Mädchenjahre unabläßig bemüht ist, sich einen ansehnlichen Brautschatz (Kuwo) zu erwerben. Dieser besteht größtentheils in Leinwäsche für sie und ihren Zukünftigen, worauf vor allem Andern gesehen wird; dann in der Bett- und Tischwäsche, in der nothwendigsten Einrichtung, und zuweilen auch noch im baaren Gelde. Zu dem Erwerbe aller dieser Gegenstände leistet die zärtliche Mutter mit unermüdeter Sorgfalt hilfreiche Hand; wenn aber ein Mädchen nicht mehr so glücklich ist, eine Mutter zu besitzen, — so bleibt diese Sorge ihr ganz allein überlassen, und die Geschenke, welche sie am Tage der Hochzeit austheilen kann, fallen dann natürlich um so sparsamer aus. —

Sobald man nun beschlossen hat, den Sohn des Hauses zu verheirathen, so ist es die Pflicht des Hausvaters, ein Mädchen für ihn ausfindig zu machen. Hat man nun ein solches ausersehen, so begibt sich der Vater des Heirathslustigen, oder der Oheim, oder sonst der Aelteste im Hause, zu den Eltern der Dirne, und bringt diesen sein Anliegen vor. Schon dieser erste Gang ist mit Auslagen verbunden; denn der Brautwerber muß eine volle Torba und Csutura mit sich nehmen, wenn er sich einen günstigen Erfolg versprechen will. Jedenfalls wird der Gesandte mit sammt seinen Geschenken liebreich aufgenommen; er bekommt aber diesmal keine bestimmte Antwort, sondern es wird sich eine Bedenkzeit ausbedungen, nach deren Verlauf er sich wieder anzufragen hat. In der Zwischenzeit wird in dem Hause der Dirne über diesen Gegenstand eine Berathung abgehalten, bei welcher nicht selten die Stimmen der Weiber den Ausschlag geben. Findet man die Verbindung vortheilhaft, so wird die Dirne hierüber vernommen, und im Falle sie dem allgemeinen

Wunsche entgegen wäre, durch Vorstellungen und Zureden eines Bessern belehrt. Bei dieser Untersuchung entscheiden aber blos die häuslichen und ökonomischen Verhältnisse des Bräutigams, und das Renommée seiner Familie; denn seine persönlichen Eigenschaften, seine Jugend, sein Alter, seine Schönheit oder Häßlichkeit, — kommen hier in keinen Anschlag. Doch setzt das Mädchen zuweilen dem Beschlusse der ganzen Familie eine so kräftige Opposition entgegen, daß sich oftmal die ganze Verhandlung zerschlägt.

Wenn die festgesetzte Zeitfrist verstrichen ist, so erscheint der Brautwerber wieder, eben so beladen wie das Erstemal, und frägt sich bei dem Vater der Dirne nochmals an. Fällt nun die Antwort günstig aus, so wird bei dieser Gelegenheit zugleich das Nähere verabredet, und auch der Tag festgesetzt, an welchem der Bräutigam in Begleitung seiner Eltern oder nächsten Anverwandten na ogled, (zum Besehen) kommen soll, um die Braut kennen zu lernen. Unter allen Hochzeitszeremonien ist die so eben genannte gewiß eine der vernünftigsten. Denn weil die Brautleute in den meisten Fällen noch niemals einander gesehen haben; so wird ihnen jetzt Gelegenheit gegeben, sich gegenseitig, wenigstens den physischen Eigenschaften nach, kennen zu lernen. Die Bekanntschaft, welche die jungen Leute bei dieser Gelegenheit machen, ist freilich nicht sehr groß, indem sie sich mit stummer Verschämtheit gegenüber stehen, und es kaum wagen, einander verstohlene Blicke zuzuwerfen; aber auch diese wenigen Blicke sehen gewöhnlich so gut und so scharf, daß oftmal nach dieser Zusammenkunft die ganze Hochzeitsverhandlung abgebrochen wird.

Wenn bei dieser Zusammenkunft beide Parteien die gegenseitige Zufriedenheit erlangt haben, so erhält die Braut gewöhnlich ein kleines Geschenk an Geld, und es wird zugleich das Kirchweihfest bestimmt, an welchen beide

Parteien an dem bezeichneten Orte zu erscheinen versprechen, um die Hochzeitsbedürfnisse anzukaufen. An dem bestimmten Tage treffen dann beide Brautleute in Begleitung ihrer Eltern oder nächsten Anverwandten an dem verabredeten Orte ein. Hier werden nun vorerst in einer der oben beschriebenen Lauberhütten einige Erfrischungen eingenommen, und dann schreitet die kleine Gesellschaft von Bude zu Bude, und hält Schau über die darin zum Verkaufe ausgelegten Gegenstände. Wenn man alle Marktgassen einigemal auf und abgegangen ist, so bequemt sich die Braut endlich die Gegenstände zu bezeichnen, welche sie zu der Hochzeit unumgänglich benöthiget, nämlich: Pelz, Rock, Bettkotzen, Zischmen oder Schuhe, Tücheln, Ohrgehänge, Ringe ꝛc. Alle diese Sachen kann die Braut nach eigenem Gutdünken und ganz nach ihrem Geschmacke auswählen, und der Hausvater des Bräutigams muß Alles bezahlen. Nach geschlossenem Kaufe kehrt die Gesellschaft entweder nochmals in eine Lauberhütte ein, oder spricht auf offenem Felde, unter dem Schatten eines Baumes, dem in den eigenen Torben mitgenommenen Mundvorrathe zu, und kehrt dann wieder nach Hause.

Nicht lange hierauf geht der Ringwechsel, Jabuka, vor sich. Bei dieser Zeremonie wird der Braut ein Apfel (Jabuka, von dem die ganze Zeremonie den Namen hat) verehrt, in welchen, nach Verhältniß der Vermögensumstände des Bräutigams, mehrere Gold- oder Silbermünzen gesteckt werden. Außerdem werden auch noch an die Eltern und Geschwister der Braut ansehnliche Geschenke verabreicht. Hier wird auch endlich der Tag der Hochzeit festgesetzt.

Und nun wird die ganze Sorgfalt und Thätigkeit des Hausvaters des Bräutigams in Anspruch genommen, um alles, was zur Hochzeit gehört, gehörig vorzubereiten. Die ganze Woche vor dem Hochzeitstage ist beinahe ausschließlich diesem Geschäfte gewidmet. Das

ganze Haus wird gereinigt und festlich geschmückt; Küche und Keller mit hinlänglichen Vorräthen versehen, und einige Stücke aus der Herde verkauft, um an baarem Gelde nicht aufzuliegen. Auch muß der Hausvater für eine ansehnliche Menge Hochzeitsgäste Sorge tragen, weil es für eine Schande gilt, wenig Gäste bei der Hochzeit zu zählen, und ihre Menge gleichsam den Maßstab abgibt, nach welchem man die Vermögensumstände einer Familie beurtheilt. In der That sieht man auch an solchen Tagen an der Tafel der vermöglicheren Gränzer eine so große Anzahl Gäste beisammen, daß wir es für nöthig erachten, den Leser erst mit denselben bekannt zu machen, bevor wir die Darstellung der Hochzeits-Ceremonien selbst beginnen.

Schon einige Tage vor der Hochzeit bezeichnet der Hausvater diejenigen Personen, welche er zu Hochzeitsgästen zu haben wünschet, und überträgt dann das Geschäft der Einladung den Brautführern. Die Hochzeitsgäste bestehen nun aus Haupt- und Nebenpersonen. Zu den ersteren gehören vorzugsweise die beiden Beistände, wovon der eine debeli kum (der dicke Gevater), und der andere stari swat (Beistand), genannt wird; ferner zwei djeweri (Brautführer), zwei djewerushe (Kranzjungfrauen), und an vielen Orten noch einige Weiber, welche als Mädchenbegleiterinen (jen di bule) mitgehen, damit die Braut beim Abholen unter den Männern nicht allein sei. Zu den unentbehrlichen Personen gehören noch der Csaush (Spaßmacher) und der Gadljar (Dudelsackpfeifer), oder bei Vermöglicheren einige Musikanten. — Zu den Nebenpersonen hingegen wird der ganze übrige Troß gerechnet, welcher, wie schon oben berührt wurde, bei den Hochzeiten der reicheren Gränzer eine ansehnliche Menge ausmachet, und mit dem eben so bezeichnenden als unübersetzbaren Namen Nabiguzicze (im beiläufigen Sinne Schmarotzer), belegt wird. — Der debeli kum

ist die wichtigste und angesehenste Person der ganzen Versammlung, und gleichsam der Befehlshaber der übrigen Hochzeitsgäste. Er hat bei der Hochzeit Alles anzuordnen und zu veranstalten, und seinen Befehlen muß sich alles unterwerfen; aber mit dieser Gerechtsame ist zugleich die Verbindlichkeit verknüpft, der Braut ein Geschenk mit einem Kleiderstoffe u. dgl. zu machen, und auch sonst allerlei kleinere Auslagen bestreiten zu müssen. Der djewer muß in der Regel ein naher Verwandter, oder doch ein vertrauter Freund des Bräutigams seyn, so wie die djewerushe aus den Geschwistern oder Gespielinen der Braut gewählt werden. Der Csaush ist der Narr, der Spaßmacher der Gesellschaft. Hierzu wird immer der drolligste Kautz in der ganzen Gegend ausgesucht. Er darf sich närrisch tragen und geberden wie er will, und besitzt übrigens das Privilegium, daß er sich gegen alle Personen, ohne Unterschied des Standes und Geschlechts, Späße, mitunter recht derbe, erlauben darf. Er muß von Amtswegen unausgesetzt tolle und lächerliche Streiche treiben, und das Zwerchfell der Gäste zu erschüttern trachten. — An dem Hute hat er einige Fuchs- oder Wolfsschweife, oder einen Gansflügel angeheftet, und führt an einem Bindfaden einen, oder ein Paar Hähne, Gänse ꝛc. als Gefangene hinter sich. In der einen Hand trägt er einen Nagjak oder Buzdowan (eine Keule), mit der er an alles schlägt und klopft, was um ihn her ist. Er ist stets mit einer vollen Csutura versehen, aus welcher alle Bekannte und Unbekannte, welche ihm begegnen, zu trinken genöthiget werden, und die er, so oft es nöthig ist, im ersten besten Hause wieder füllen läßt.

Am Tage der Hochzeit, oder wenn der Wohnort der Braut zu weit entfernt ist, den Tag vorher, versammeln sich sämmtliche Hochzeitsgäste in dem Hause des Bräutigams, und schicken sich zur Abholung der Braut an. Vor dem Aufbruche wird ein frugales Mahl, halb stehend,

eingenommen; dann besteigen die Gäste die vielen, meistens mit vier Rossen neben einander bespannten Wagen, und treten die Reise wohlgemuth an. Auf dem ganzen Wege wird gesungen und gejubelt; der gadljar oder die Musikbande muß unausgesetzt lustige Melodien aufspielen, und der Csaush läßt seinem Witze und seiner Laune freien Lauf. So gelangt man an den Bestimmungsort; die Angehörigen der Braut harren ungeduldig der Gäste, und führen sie in das festlich geschmückte Haus. Während nun die Hochzeitsgäste abermals Erfrischungen zu sich nehmen, wird die Braut von ihren Geschwistern und Gespielinen angekleidet, und bräutlich geschmückt. Bei dieser Gelegenheit müssen die Brautführer die ihnen anvertraute Braut strenge bewachen; denn, wenn sie ihnen von den schalkhaften Gespielinen gestohlen wird, so können sie solche nur gegen ein namhaftes Lösegeld wieder herausbekommen.

Während nun viele Hände wetteifern, die natürliche Schönheit der Braut durch Schmuck und Putz möglichst zu erhöhen, läßt man draußen die sogenannten mali darowi (kleine Geschenke) unter die Hochzeitsgäste austheilen. Diese bestehen gewöhnlich in kleinen leinenen, selbst gewebten Tücheln. Jeder Gast bekommt ein solches Tuch, und ähnliche Tücheln, von geringerem Werthe, werden mit seidenen Bändern und Schleifen geziert, und den Hochzeitspferden an den Zaum gebunden. Sobald man nun mit der Braut fertig geworden ist, begibt sich der Zug in der vom kum angegebenen Ordnung in die Kirche zur Trauung.

Wenn die Trauung vollzogen ist, so kehren die Hochzeitsgäste wieder in das Haus der Braut zurück, und setzen sich zu den mit Speisen und Getränken reich besetzten Tischen. An einigen Orten wird jedoch in dem Hause des Mädchens kein Mahl veranstaltet, sondern der Hochzeitsreigen begibt sich gleich in das Haus des

Bräutigams. — Uebrigens pflegt die Mahlzeit ziemlich lang zu dauern, und es wird besonders dem Getränke wacker zugesprochen, wodurch sich die Gäste zu lärmender, ausgelassener Freude aufgeregt fühlen. Endlich wird das Zeichen zum Aufbruche gegeben. Die Braut nimmt mit lautem Weinen und Wehklagen Abschied von ihren Eltern und Geschwistern und Freundinen, und wird unter herzlichen Segenswünschen an den Wagen geleitet. Die übrigen Gäste nehmen jubelnd und lärmend ihre Plätze ein, und die Wägen werden in Bewegung gesetzt. — Wehe demjenigen, der einem solchen Zuge begegnet, und nicht bei Zeiten aus dem Wege geht! Die zu wüthender Karriere angetriebenen Pferde fahren Alles nieder, was ihnen unterkommt. Alle Ermahnungen, alle vernünftigen Vorstellungen helfen nichts, und werden mit der lakonischen Antwort abgewiesen: konjisu piani (die Pferde sind besoffen). Bei dieser Gelegenheit müssen wir noch erinnern, daß der Gränzer überhaupt, und der Syrmier insbesondere, für das scharfe Fahren sehr eingenommen ist. Die Pferde werden gewöhnlich so kurz eingespannt, daß sie mit den Hinterfüßen die Tritteln berühren, und dann, wenn es die Last der Ladung erlaubt, unausgesetzt zum Laufen angetrieben. Das langsame Fahren ist so verhaßt, daß der Syrmier lieber zu Fuße gehen, als im Schritt fahren wollte. Je muthigere, ausgelassenere und unbändigere Rosse er hat, desto mehr ist er stolz auf sie; und je öfter er in Gefahr kommt, von scheuen Pferden zerschmettert zu werden, desto mehr fühlt er seinen Muth geschmeichelt.

Wenn der Hochzeitszug bei dem Hause des Bräutigams anlangt, kommen ihm die Hausleute bis in den Hof oder auf die Gasse entgegen. Die Braut wird insbesondere von der Jeterwa (die Frau des Bräutigamsbruders) oder sonst dem jüngsten Weibe im Hause empfangen. Sie übergibt der Braut ein männliches Kind,

und breitet eine Rolle Leinwand von dem Wagen bis zu der Thürschwelle aus, über welche dann die Braut, das Kind auf dem Arme tragend, in das Haus geführt wird. Nun wird ihr das Kind abgenommen, und ein Rocken mit Flachs und Spindel in die Hand gegeben. Ferner bekommt sie unter jeden Arm einen Laib Brot, und in den Mund ein Bischen Zucker; dann gibt man ihr in die eine Hand ein Glas Wein, und in die andere ein Glas Wasser. Alles dieses trägt sie in das Zimmer, und stellt es auf den Tisch. Diese symbolischen Gebräuche werden nicht an allen Orten mit derselben Strenge und Genauigkeit eingehalten, dürften aber jedenfalls recht sinnig genannt werden. Dadurch, daß man der Braut ein Kind auf den Arm gibt, spricht man leise den Wunsch aus, daß auch ihre treue Liebe sich einer gesegneten Nachkommenschaft erfreuen möchte; der Rocken mit Flachs und Spindel deutet an, daß man von ihren Händen gedeihende Arbeit erwartet, und die übrigen Ceremonien sollen sie belehren, daß man von ihrem Munde Süßigkeit, und von ihrem ganzen Benehmen freundliche Folgsamkeit fordert.

Mittlerweile sind auch alle übrigen Hochzeitsgäste in das Haus eingeführt worden, und haben nun wieder nichts weiter zu thun, als — sich zu Tische zu begeben; denn hier beginnt erst die eigentliche Gasterei. Hat man schon bei den Aeltern der Braut eine Mahlzeit gehalten, so wird heute in dem Hause des Bräutigams nur soupirt, und das Hauptmahl erst auf den folgenden Tag veranstaltet. Hierzu werden außer den eigentlichen Hochzeitsgästen noch viele andere Personen geladen, welche sich an dem bestimmten Tage sämmtlich einfinden. Nach einer alten Sitte, welche übrigens dem Hausvater des Bräutigams sehr wohl zu Statten kommt, ist jeder Geladene verpflichtet, nach seinem Vermögen zu dem Hoch=

zeitsschmause beizusteuern. Der Eine bringt nun ein lebendiges oder gebratenes Lamm, der Zweite ein Spannferkel, der Dritte ein Huhn, einen Indianer rc.; aber ein Jeder muß wenigstens eine Pogacsa (Kuchen), und eine Csutura Wein oder Branntwein mitbringen.

Wenn nun sämmtliche Gäste beisammen sind, so nimmt jeder seinen Platz an der Tafel ein, wobei aber die strengste Rangordnung beobachtet wird. An manchen Orten sitzt die Braut oben an, und der Bräutigam muß die Gäste bedienen; an anderen Orten hingegen dürfen Beide nicht bei Tische erscheinen. Hat man nun den Hunger gestillt, und sich bei Wein und Branntwein erheitert; so werden die Geschenke producirt, welche ein jeder Gast mitgebracht hat. Dieses Geschäft wird dem Csaush übertragen, wobei er hinlänglichen Stoff zu witzigen Einfällen und drolligen Bemerkungen findet. — Nach einer Weile wird dann zur Austheilung der weliki darowi (große Geschenke) geschritten, welche die Braut zu machen verpflichtet ist. Der kum, die Schwiegerältern, und einige der vorzüglichsten und angesehensten Gäste bekommen jedes ein Hemd; die übrigen Hochzeitsgäste und Hausleute aber jeder ein Tuch, ein Paar Strümpfe u. dgl. Alles dieses wird dem Csaush stückweise und in der Stille übergeben, welcher es dann laut ausruft, auf seinem Nagjak in die Höhe hält, damit es Jedermann sehen kann, und dann mit drolligen Bemerkungen dem Betheilten zustellt. So sagt er z. B., wenn er Jemanden ein Hemd übergibt: Hier bringt unsere junge Frau dem Herrn N. N. ein Hemde, welches so fein ist, daß man es durch einen Fingerring durchziehen könnte, wenn der Ring eine Pflugbinde *) wäre, und vier daran

*) So nennt man den Ring, der die Pflugräder mit der Leier verbindet, und welcher gewöhnlich aus wilden Weinreben geflochten wird, und ungemein groß ist.

ziehen, und zwei mit Schlägeln nachklopfen möchten. — Wenn alle Geschenke ausgetheilt worden sind, so trinken sämmtliche Gäste auf die Gesundheit der Braut, und überlassen sich dann wieder einer ungestörten Fröhlichkeit.

So bleibt man unter beständigem Singen, Tanzen und Trinken bis Mitternacht beisammen, welches die Stunde ist, wo das Brautpaar in corpore, unter Anführung des debeli kum, in die Schlafkammer geführt wird. An einigen Orten herrscht noch die Sitte, daß die Brautleute vor dem Schlafengehen einander wechselweise entkleiden müssen. — Hierauf wird das junge Paar sich selbst überlassen, und die Hochzeitsgäste begeben sich ebenfalls zur Ruhe.

Am nächsten Morgen muß die junge Frau (Snasha) im ganzen Hause zuerst aufstehen. Sie reinigt und scheuert die Stube, bereitet das Frühstück, und bringt den Hochzeitsgästen frisches Wasser zum Waschen, wofür sie von ihnen mit Geld beschenkt wird. Ueberhaupt ist es eine Obliegenheit der Brautführer und des Csaush, allerlei Scherze zu ersinnen, wodurch sie der Snasha Geschenke verschaffen können. So fängt z. B. der Csaush während dem Mahle ein Spanferkel, bringt es in die Stube, wo die Gäste sitzen, nimmt es unter den Arm anstatt eines Dudelsackes, und läßt es so lange schreien, bis die Gäste durch Geldgeschenke ihn vermögen, sie von dieser widerlichen Musik zu befreien; das Geld wird dann der jungen Frau übergeben. — Wenn nun die Gäste das Frühstück eingenommen haben, so wird die Braut unter Begleitung der Musik, bei den Bekannten im Orte aufgeführt. Sie muß jeder alten Person die Hand, und jeder jungen die Wange küssen, wofür sie wieder kleine Geschenke an Geld bekommt. Nach Beendigung dieser Visite kehren die Gäste wieder nach Hause zur Tafel zurück, nehmen nochmals die Erzeugnisse der Köchin und des Kellermeisters in Anspruch, und zerstreuen sich dann (zuweilen

erst am dritten Tage), indem sie stets schwere Köpfe und heisere Stimmen davon tragen. —

Eine wesentliche Obliegenheit der jungen Frau besteht darin, dem Gospodar alle Tage die Zischmen auszuziehen, und des Morgens frisches Wasser zum Waschen zu holen, und auf die Hände zu gießen. Sie muß sich dieser Pflicht so lange unterziehen, bis nicht wieder Jemand im Hause heirathet, und eine neue Snasha in's Haus kommt; oder wenigstens ein ganzes Jahr hindurch, oder bis sie nicht Mutter wird. —

Auch bei den Hochzeiten wird viel gesungen. Außer den schon oben erwähnten Trinkliedern, welche bei den Mahlzeiten an der Reihe sind, hat man noch eigene Hochzeitslieder, welche entweder von einem Mädchenchore, oder auch von den Hochzeitsgästen selbst gesungen werden. Sie beziehen sich jedesmal auf den eben vorgehenden Akt der Zeremonie, und sind größtentheils recht sinnigen Inhalts. Der leider! zu früh verstorbene Professor Wessely hat sie in einer sehr gelungenen Uebersetzung zur Oeffentlichkeit gebracht, wodurch wir der Mühe enthoben sind, Proben davon zu liefern. —

Einen traurigen Kontrast zu den bisher beschriebenen Lustbarkeiten, bilden die Trauerfeierlichkeiten der Gränzer. Wohl arten diese zuweilen in eitles Zeremoniel aus, und werden mitunter durch unschickliche Gastereien entwürdigt; dessen ungeachtet tragen sie das Gepräge eines tiefen kindlichen Gemüthes, und inniger Verwandtenliebe in sich. — Sobald sich ein Todtenfall ergibt, wird derselbe dem Pfarrer gemeldet, und ein Glockengeläute angeordnet. Diese Auszeichnung wird auch den ärmeren Gemeindegliedern zu Theil. Reichere Personen, welche der Kirche die vorgeschriebenen Taxen entrichten können, lassen für ihre Verstorbenen oft acht Tage lang, täglich dreimal, läuten. — Die Leiche wird gleich nach dem Erkalten rein gewaschen und festlich angezogen. Hier-

auf legt man sie auf ein Bret, welches auf dem Tische oder auf Sesseln ruht, und gibt ihr ein Kreuz in die Hand. Während nun die Nachbarn den Sarg anfertigen, wird der Leichnam von Verwandten und Bekannten besucht, welche für das Seelenheil des Entschlafenen bethen. Es werden eigene Leute, gewöhnlich alte Weiber oder Bettler, aufgenommen, welche den Todten Tag und Nacht bewachen müssen. In dem Zimmer, in welchem der Todte liegt, wird kein Hund und keine Katze gelitten, weil unter dem Volke der Glaube herrscht, daß ein solcher Unglückliche, über welchen eines dieser Thiere springt, als Wukodlak (Vampyr) umherwandeln müßte, und unter den Lebendigen viel Unheil anrichten würde. — Um die Begräbnißstunde versammeln sich viele Menschen in dem Hause des Todten, und schicken sich zu dem traurigen Zuge an. Der Leichnam wird nicht in die Kirche getragen, sondern der Geistliche segnet denselben im Hause ein, und begleitet ihn bis zum Grabe. Das Trauerhaus läßt, wenn es nur etwas vermöglich ist, unter sämmtliche Anwesende Wachskerzen austheilen, welche brennend in der Hand getragen werden. Zwei Kirchenfahnen und ein Kreuz eröffnen den Zug, der sich in Prozessionsordnung langsam fortbewegt, die Geistlichkeit geht in ihrem Trauerornate, mit brennenden Wachskerzen in der Hand, und hinter derselben wird der Sarg getragen. Unmittelbar hinter diesem gehen die nächsten Angehörigen, und erheben in einem wehmüthigen Tone rührende Klagen, welche das Lob und die Tugenden des Verstorbenen enthalten, und von sanften Vorwürfen begleitet sind, warum er Weib, Kind, Eltern, Heimath &c. verlassen habe. Diese Klagen haben oft einen rührenden, wahrhaft elegischen Charakter, welchen nur ein fühlloses Gemüth lächerlich finden kann. — Wird nun der Todte in's Grab versenkt, so hält es jeder, der dem Leichenzuge beigewohnt hat, für seine Pflicht, auf den Abgeschiedenen ein Krümchen

Erde mit eigener Hand zu werfen, wozu der Pfarrer den Anfang macht. Dann begibt sich der Zug wieder nach Hause, wo unterdessen ein Mahl veranstaltet worden ist, zu dem die Freunde und Verwandten des Verstorbenen geladen werden.

Die allgemeinen Gräberbesuche, welche die Katholiken am Allerseelentage unternehmen, haben die nicht unirten Serben auf den Ostermontag verlegt. An diesem Tage begibt sich beinahe die ganze Gemeinde auf den Kirchhof, bethet auf den aufgefrischten und mit Blumen geschmückten Gräbern ihrer Abgeschiedenen, und bringt für das Seelenheil derselben zahlreiche Opfer dar. Diese bestehen in reichlichen Almosen an Geld, dann in Speise und Trank, welches an die Bettler ausgetheilt wird, die sich an diesem Tage reichlich einzufinden pflegen. Daß diese Bettler bey solchen Gelegenheiten gerne des Guten zu viel thun, und oft mit einem ansehnlichen Rausche den Kirchhof wieder verlassen, ist wohl keine ungewöhnliche Erscheinung; daß aber solche Gräberbesuche mit einem Tanze enden, wie man in manchen Berichten lesen kann, ist eine völlig erdichtete Angabe; wenigstens hat Verfasser dieses noch niemals Gelegenheit gehabt, einen solchen Unfug zu beobachten. —

Wir verlassen jetzt die öffentlichen Feierlichkeiten des Gränzers, und wenden uns zu seinen häuslichen Unterhaltungen. Hierbei benimmt er sich nicht so lärmend und ausgelassen, wie wir bis jetzt zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, sondern drückt seine Freude auf eine weit unschuldigere Art in Tanz und Gesang aus. Beide liebt der Gränzer leidenschaftlich. Nicht nur an Festtagen und in lustigen Gesellschaften ist er zum Gesange aufgeregt, sondern auch in der Einsamkeit, und bei allen seinen Arbeiten. Wenn die Mädchen und jungen Weiber des Morgens auf das Feld ziehen, wenn sie des Abends nach Hause kehren; so hört man sie immer einzeln, oder noch lieber

im Chore, ihre Liedchen vortragen. Oft sitzen sie Abends bei mondhellen Nächten, im fröhlichen Kreise vor dem Hause, die Kunkel drehend und zartsinnige Liebeslieder singend. Auch die Männer lieben den Gesang. Ob sie noch spät am Abende Wälder und Auen durchziehen, um den Heerden nachzusehen, oder ob sie der erste Strahl der Morgenröthe schon in Wiesen und Weiden trifft, von wo sie das Zug- und Wirthschaftsvieh heimtreiben; so ist der Gesang ihr beständiger Begleiter. Wenn Männer in einzelnen Stimmen singen, so beginnen sie gewöhnlich jeden Vers, oder wenigstens jede neue Strophe, mit einem langen, in weichen Tönen herabsinkenden, mit vielen Trillern verzierten Oh! Oftmal singen sie aber auch eigentliche Frauenlieder, deren einfache Melodien in der Regel sich in weichen Tonarten bewegen, und meistens einen wehmüthigen, elegischen Charakter beurkunden.

Der Inhalt dieser Lieder ist mehr romantischer, lyrischer Art. Sie haben meistens Liebe zum Gegenstande, oder drücken Gefühle und Empfindungen, Klagen, Wünsche und Hoffnungen des Sängers zart und sinnig aus. Die Sprache ist poetischer und bilderreicher, als bei dem Heldenliede, bewegt sich aber auch oft in einer gemüthlichen, rührenden Einfalt, und verschmäht allen künstlichen, erborgten Schmuck. Die meisten derselben zeichnen sich durch eine bündige Kürze aus, doch sind einige auch weitläufiger ausgeführt. Hier folgen einige der bekanntesten dieser Liedchen:

1.

Kriegers Abschied.

Weine nicht, Geliebte!
Wirst genug du weinen
Wenn in's Feld ich ziehe, —
Nimmer wiederkehre!

Wird dir dann die Kunde
Daß ich todt geblieben; —
Scheue nicht die Mühe,
Komm zu meinem Grabe.

Allen Leuten sage:
Seht! Hier ist die Stätte,
Wo die Hülle ruhet
Meines Auserwählten;

Denn ich einst geküsset,
An mein Herz gepresset; —
Ach, jetzt küßt ihn Erde
Und das Gras umarmt ihn!

Und bevor du scheidest,
Bethe noch am Grabe:
„Sei nicht schwer ihm, Erde!
„Sei nicht herb' ihm, Gräschen!“

2.

Die Blumenkränze.

Smilja pflückte Blumen an dem Ufer,
Wand die Blumen zart zu grünen Kränzen;
Einen hat sie für sich selbst gewunden,
Einen gab sie ihrer Jugendfreundin,
Und den dritten warf sie in die Fluthen.
Schwimme, Kränzchen, schwimme, sprach sie leise,
Schwimme bis zum Schlosse des Geliebten;
Unter seinem Fenster dort verweile,
Frage ihn, warum er nimmer kommet?
Hat er etwa Mütterchen begraben?
Oder ist er selbst mir krank geworden?
Oder ist sein Rößlein ihm erlahmet?
Sag' dem Trauten, daß er zu mir komme,
Werde mit ihm Mütterchen beweinen,
Werde seine schweren Wunden pflegen,
Und mit Gold das Rößlein ihm beschlagen.

3.

Liebchens Segen.

Weichselbaum hat Frucht getragen
Reichlich wie noch nie;
In dem Schatten sitzt ein Herrlein,
Seine Frau mit ihm,
Eine Kanne Wein vor ihnen,
Und ein Spiegel auch.
Und sie küssen sich und trinken,
Und bespiegeln sich. —
Lerchen flogen auf zum Himmel,
Trillerten gar fein,
Daß daß junge Herrlein schöner
Als die Herrin sei.
Und hierauf das junge Herrlein
Zu der Herrin sprach:
Hörst du Herrin, hörst du Liebchen,
Was der Vögel Sang?
Daß ich mir ein Liebchen wähle
Schöner noch als du!
Nimm sie Holder, nimm sie Lieber,
Meinen Segen dir!
Sind zwei Bäume groß gewachsen,
Schlank und hochgestreckt,
An der Donau wuchs der eine;
Einer an dem Meer;
Wann zu Einem sich verschlinget
Ihrer Wipfel Laub, —
Magst dann mit dem neuen Liebchen
Dich vereinen auch.

4.

Schmerz der Trennung.

Zwei der Blümchen in dem Garten blühten,
Blaue Glocke und die rothe Rose.
Blaue Glocke mußte in die Ferne,
Blieb die Rose einsam in dem Garten.

Und die Glocke aus der Ferne fraget:
Meine Seele! Rose in der Heimath,
Wie ist dir so einsam in dem Garten?
Und die rothe Rose ihr entgegnet:
Wenn ein Blatt Papier der Himmel wäre,
Wenn des Waldes Bäume Federn wären,
Wenn das Weltmeer schwarze Dinte wäre,
Und wenn ich drei Jahre schreiben wollte,
Könnt' ich meinen Schmerz dir nicht beschreiben!

5.

Beim Abschiede.

Schlang sich eine schlanke Rebe, grünbelaubt,
Um die weiße Festung Ofen rundherum.
War das keine schlanke Rebe, grünbelaubt,
Sondern war ein wunderholdes Liebespaar;
Früh schon hatte treue Liebe es vereint,
Doch jetzt sollt' es fühlen auch der Trennung Schmerz! —
Und zum Liebchen sprach der Traute, als er schied:
Lebewohl! mein theures Liebchen, lebewohl!
In dem Garten blüht dir zart ein Rosenstrauch;
Pflücke eine rothe Rosenknospe dir,
Und an deinem warmen Herzen trage sie:
Wie die lebensfrische Rosenknospe welkt,
Wird dahin mein Herz auch welken ohne dich!
Und das Liebchen sprach zum Trauten, als er schied:
Geh mit Gott! mein Vielgeliebter, geh mit Gott!
Einen Bergwald wirst du finden, grünbelaubt,
In dem Walde eine Quelle, frisch und kühl,
An der Quelle einen bunten Marmorstein,
Einen Becher ganz von Silber an dem Stein,
Und im Becher einen Schneeball eisigkalt;
Aus dem Becher nimm den Schneeball dann zu dir,
Leg' ihn an die treue Brust, an's warme Herz;
So wie dann der eisigkalte Schneeball schmilzt,
Wird mein Herz in Gram verschmelzen ohne dich!

6.

Vorwurf.

Weißt du, Liebchen! als du mein gewesen,
Thränen auf dem Schooße mir vergossen,
Bitter weinend so zu mir gesprochen:
Gott erschlage jedwede Gefährtin,
Welche Männern Treu' und Glauben schenket!
Denn, wie uns das weite Zelt des Himmels
Heiter bald, und wolkig bald erscheinet,
Eben so ist auch der Männer Treue;
Küßt er dich, — verspricht er dich zu nehmen,
Satt geküßt, — verschiebt er's bis zum Herbste.
Kommt der Herbst, der Winter auch beginnet, —
Doch er küsset eine And're wieder!

7.

Mädchensorgen.

Schöne Sweta ging am Saweufer,
Sah ihr Antlitz in den reinen Fluthen,
Und zum weißen Antlitz sprach sie also:
Wüßt ich, Antlitz, daß dich Alt wird küssen,
Wollt' ich in den grünen Bergwald gehen,
In dem Walde Wermuthkraut mir suchen,
Aus dem Kraute bitt'res Wasser pressen,
Und damit dich jeden Morgen waschen,
Daß ein jeder Kuß dem Alten herb sei;
Wüßt ich aber, daß dich Jung wird küssen,
Wollt' ich in den grünen Garten gehen,
Rothe Rosen in dem Garten pflücken,
Riechend Wasser aus den Rosen pressen,
Und damit dich jeden Morgen waschen,
Daß der Wohlgeruch den Liebsten labe.

Obwohl der Gränzer unstreitig Gefühl und Talent zur Musik hat, und sein Ohr gerne ihren zauberischen Tönen leiht; so wird doch diese göttliche Kunst bei weitem nicht mit jenem Eifer und jener Sorgfalt gepflegt,

als man es nach der entschiedenen Neigung des Volkes zum Gesange, vermuthen sollte. Der Gränzer kennt nur sehr wenige musikalische Instrumente, und auch diese wenigen sind höchst mangelhaft und unvollkommen. Die gewöhnlichsten sind eine einfache oder doppelte Pfeife (duduk) und der Dudelsack (gaide). Außer dieser hat man noch die Tambura, eine Art Zither, mit metallenen Saiten bespannt, welche unter den hier genannten Instrumenten am meisten zur Ausführung schwierigerer Stücke geeignet ist, und auch von manchen jungen Herrn meisterhaft behandelt wird. Die einsaitige Geige (gusle) wird, wie schon erinnert wurde, nur von Bettlern gespielt.

Desto leidenschaftlicher liebt der Gränzer den Tanz. Der beliebteste ist der Kreis- oder Gürteltanz (kolo), wobei die Paare, nach Art des Cotillons einen Kreis bildend, sich gegenseitig bei den Gürteln halten. Das Tanzen selbst besteht darin, daß sich das kolo in einer hüpfenden Bewegung um den, in der Mitte des Kreises stehenden, Dudelsackpfeifer herumdreht, wobei immer zwei Schritte vorwärts und ein Schritt rückwärts gemacht werden. Zur Wesenheit dieses Tanzes gehören noch die Poskocsicze, oder gereimte Sprüche, welche von den Tänzern nach dem Tacte der Musik, in einem halb singenden, halb deklamirenden Tone vorgetragen werden. Diese Sprüche beziehen sich meistentheils auf die Tänzerinen, und sind zwar drolligen, aber zugleich so undelikaten Inhalts, daß sich ein fremdes Ohr nicht leicht daran gewöhnen dürfte; auch würde es kein Bursche leicht wagen, sie außer dem kolo abzusingen. — Nebst diesem eigentlichen Nationaltanze wird auch der bekannte Polstertanz gern getanzt. Hier und dort sieht man auch, obwohl selten, ungarisch tanzen; und in neuerer Zeit ist auch der Walzer ein beliebter Tanz geworden, in welchem sich manches schmucke Mädchen mit vieler Grazie zu bewegen weiß.

In den Winterabenden halten die Mädchen eigene Zusammenkünfte, in dem Hause irgend einer Gespielin. Der Hauptzweck dieser Gesellschaften ist das Spinnen, weßhalb sie auch Prelo (Spinnreigen) genannt werden. Hier kommen nun mehrere Mädchen, welche mit einander auf einem vertrauteren Fuße leben, des Abends, wenn sich sonst alles zur Ruhe begibt, zusammen, und spinnen oft halbe Nächte hindurch. Sie vertreiben sich die Zeit mit Singen, Erzählen von Mährchen und Sagen, wohl auch mit eigenen Liebesabentheuern. Vermöglichere tragen Obst oder selbst erzeugte Backereien auf, und lassen eine mit Wein oder Rakia gefüllte Csulura herumgehen. — Der Hausvater oder die Hausmutter haben oft ihre Noth, um den Andrang der jungen Bursche zurück zu halten. Sie wissen sich aber oft, aller älterlichen Vorsicht zum Trotze, in solche Prelo-Zusammenkünfte einzudrängen, wodurch dann freilich die schmucken Spinnerinen sehr in ihrem Fleiße gestört werden.

Die Weinlese bringt in der Gränze eben jene freudige Regsamkeit mit sich, welche man in allen anderen Weingegenden um diese Zeit zu finden pflegt. Wenn dann mit dieser, unstreitig angenehmsten Beschäftigung des Landmannes, die Arbeiten des Jahres gleichsam beschlossen worden sind; so erwartet den Gränzer einige Wochen später ein anderes, eben so angenehmes Geschäft, — das Branntweinbrennen. Die Gränzer weihen sich dieser Beschäftigung mit einer besonderen Vorliebe. Der Hausvater, oder sonst ein kundiger Mann der Familie, befindet sich unausgesetzt in der Brennerei, um die Blase Tag und Nacht bedienen zu können. Es gehört sehr viel Enthaltsamkeit dazu, um bei der bekannten Vorliebe für den Rakia, bei diesem Geschäfte stets nüchtern zu bleiben. Aber von der Langeweile wird der Branntweinbrenner auch nicht geplagt. Außer dem, daß sich die Hausleute stets bei ihm einfinden, und die Güte des Gebrannten

prüfen, sieht er sich auch stets von Nachbarn und Bekannten umringt; ja, es gibt Kenner mit so bewunderungswürdigen Geruchsorganen, daß sie von einem Ende des Dorfes bis zum anderen, einen dampfenden Branntweinkessel wittern. Sie begeben sich dann wie von ungefähr dahin, fragen um den Ertrag der heurigen Ernte, ob die Zwetschken saftreich genug sind, wie viel Maß ein Kessel gibt, und wie viel Eimer der geliebte Nachbar, oder Bruder, oder Vetter zu gewinnen hofft? Wenn dieser dann die Kürbisflasche nimmt, sie mit dem noch warmen Rakia füllt, und dem Gaste zum Verkosten aufdringt; so schwört dieser hoch und theuer, daß er nicht in solcher Absicht gekommen sei, leert unter fortwährendem Weigern die Tikwa aus, und versichert, daß es im ganzen Dorfe keinen so guten Branntwein mehr gebe. Von hier geht es dann zur nächsten Brennerei, wo sich dieselbe Scene wiederholt. Ueberall sieht man Branntweinliebhaber mit funkelnden Blicken und unsicheren Schritten umhertaumeln, und selbst das weibliche Geschlecht macht sich diese Gelegenheit zu Nutzen, weil später der Branntwein unter die Sperre des Hausvaters kommt. Der Branntwein wird in Csuturen, Kürbisflaschen und Töpfen maßweise verschleppt und vertragen, und man kann sagen, daß auf diese Art eine beträchtliche Quantität dieses Getränkes consumirt wird, ohne je in Fässer und Keller eingebracht worden zu seyn. — Daß übrigens die Syrmier den besten Branntwein erzeugen, ist schon oben erinnert worden.

Bevor wir diesen Abschnitt verlassen, wollen wir noch der sehr merkwürdigen Scene erwähnen, welche sich beim Ausmarsche einer Gränztruppe, oder bei ihrem Einrücken aus dem Felde, dem Beobachter darstellet. — Schon der Befehl zum Aufbruch bringt Trauer und Jammer in die betreffenden Familien. Während der Krieger seine Rüstung in Ordnung bringt, um dem Rufe der

Ehre nachzukommen, erheben Mutter, Gattin, Kinder und Geschwister rührende Klagen, pressen den Scheidenden an den beklommenen Busen, und bedecken ihn mit Thränen und mit Küssen. Wenn sich so ein Jeder, nach einem wahrhaft rührenden Abschiede aus den Umarmungen der Seinen losgerissen hat; so begibt er sich an den bezeichneten Ort zu seinem Vorgesetzten. Dieser führt sein Häuflein in den Compagnieort, wo sich die ganze Compagnie aufstellt, und vom Commandanten dem Stabe zugeführt wird. Dieser Marsch wird keineswegs in militärischer Ordnung gemacht, und es wäre für den Commandanten eine ungeheure Aufgabe, seine Truppe in geschlossenen Reihen beisammen zu halten. Auf zahllosen Wägen ziehen die Angehörigen mit, nehmen auch wohl ihre Krieger in den Wagen zu sich. Erst in dem Stabsorte stellt sich die Truppe in Reihe und Glied auf, wo sie von der Brigade gemustert wird. Wenn dann nach der Musterung der Befehlshaber das verhängnißvolle Marsch! commandirt, und die Krieger nun ernstlich den Weg betreten, den so mancher unter ihnen nicht mehr zurück machen soll; — da erreicht der Jammer der Zurückbleibenden den höchsten Grad. Dort liegt ein Vater vielleicht, ach! zum letzten Male an dem Herzen des einzigen Sohnes, und spricht mit entblößtem Silberhaare den Segen über ihn; hier drückt eine trostlose Mutter den geliebten Sohn krampfhaft an ihren schmerzerfüllten Busen, und hier legt die zitternde Gattin ihren Säugling zum letzten Male in die Arme des scheidenden Vaters. Die Officiere sehen mit stummer Rührung dieser Scene zu. Ihr Herz nimmt daran den innigsten, lebhaftesten Antheil, indem auch sie eine geliebte Familie zurücklassen müssen. — Erst dann, wenn diese zahllosen Begleiter des kleinen Heerhaufens zurück bleiben müssen, wenn die Krieger die Heimath im Rücken haben; dann stellt sich die militärische Ordnung wie-

der her, und die Truppe zieht getrost und muthvoll ihrer Bestimmung entgegen.

Nicht minder ergreifend ist die Scene der Heimkehr aus dem Felde. Eine jede Familie, die der Zurückkunft eines Angehörigen entgegen harrt, eilt auf Wägen an den Ort, wo die Truppe sich aufstellen soll. Wenn nun nach der Musterung die Krieger entlassen werden, so eilt jeder in die Arme der Seinigen, welche ihn mit Inbrunst an ihren Busen drücken. Aber ach! wie manches sehnsuchtsvolles Herz hat sich in seinen Hoffnungen betrogen; — nicht alle Krieger kehren in die Heimath wieder! Angstvoll fragen die Getäuschten um das Schicksal der Ihrigen, und erfahren — ihren Tod! So ertönt in den Jubel der Glücklichen mancher Klagelaut, den tiefer Schmerz gebrochenen Herzen erpreßt, und man sieht manche kleine Truppe trostlos herum irren, welche, von dem kalten Arme der Verzweiflung erfaßt, einen schneidenden Contrast bildet zu den Scenen der Freude und Wonne, welche um sie herum vorgehen. Während die Glücklichen singend und jubelnd ihre Wiedergekommenen auf Wägen nach Hause führen, sieht man dort Andere, die in ihren Hoffnungen so bitter getäuscht wurden, jammernd und wehklagend in ihr Dorf zurückkehren.

Es bleibt uns nur noch übrig, einen Blick in das häusliche Leben des gebildeteren Theils der Gränzbewohner zu werfen. — Unter den Honoratioren, und den gebildeteren und wohlhabenderen Bürgern, herrschen deutsche Sitten und Vergnügungsarten. Spaziergänge und Landparthien in die meist angenehmen Umgebungen der Städte und Marktflecken; gegenseitige Besuche; Gesellschaftsspiele, und im Winter recht niedliche Bälle, sind die gewöhnlichen Unterhaltungen. Die Männer finden auch Erheiterung beim Karten- oder Billardspiele, in Kaffeh- und Wirthshäusern, welche Orte aber von den Frauenzimmern nicht besucht werden dürfen, ohne den Anstand

zu verletzen. Hiernächst trifft man auch häufig Musikdilettanten, welche abwechselnd, bald da bald dort, musikalische Unterhaltungen veranstalten; und die Regiments-Musikbanden werden von den geschickteren Kapellmeistern immer dahin eingeübt, daß sie bei Wachtparaden, beim Zapfenstreiche, und an den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage am Paradeplatze, die Meisterwerke eines Auber, Herold, Mozart, Rossini, Weber rc. recht geschickt auszuführen wissen. Oft erscheinen auch wandernde Theatertruppen, welche das Publikum mit ihren Vorstellungen unterhalten, aber freilich mit geringen Kräften nur Geringes leisten können. — Wer endlich bei der Lektüre Zeitvertreib und Unterricht sucht, kann beides in den nicht unansehnlichen Regiments-Bibliotheken finden.

Das hier Gesagte ist jedoch nur von den Bewohnern der Stabsorte und Kommunitäten zu verstehen. Officiere und Beamte, welche in den Dörfern stationirt sind, haben nicht so vielfache Vergnügungsarten zur Wahl. In den Kompagnieorten, wo mehrere Officiere, und meistens auch ein Pfarrer in einem und demselben Dorfe beisammen wohnen, läßt sich die Langeweile wohl ohne viele Mühe bannen, wenn die Herren nur einigermaßen in Eintracht und gutem Verständniß leben wollen. Nicht so glücklich ist aber jener Officier, welchen das Loos trifft, in einem unansehnlichen Dorfe unter dem gemeinen Volke leben zu müssen. Hier findet man keine Seele, mit der man ein gebildetes Zweigespräch anknüpfen könnte, ja nicht einen Wirth, der um das baare Geld eine schlechte Kost und eine noch schlechtere Unterhaltung zu geben vermöchte. Hier ist es wahrlich eine Kunst, ein Hagestolz zu bleiben! Ein solches Individuum, sei es Officier oder Beamter, muß sich in der That zu einem Einsiedlerleben bequemen, welches nur dann unterbrochen wird, wenn zufällige Gäste einsprechen, oder wenn ihn Dienstgeschäfte mit seines Gleichen in Berührung bringen. — Die gewöhnlichen Mit-

tel die Langeweile zu tödten sind: Lesen, Jagen, Spazierenfahren oder Reiten, und für Liebhaber ökonomischer oder botanischer Beschäftigungen der Garten. Ist das Dorf doch einigermaßen lebhaft, so kann man zuweilen der Versuchung nicht widerstehen, und besucht — Kolo und Prelo. —

6.

Volkscharacter.

Ueber den sittlichen und moralischen Charakter des Gränzers sind die verschiedenartigsten und oftmal widersprechendsten Urtheile gefällt worden. Die Ursache liegt zum Theil in der Schwierigkeit, den Charakter eines Volkes überhaupt richtig aufzufassen und treu darzustellen, größtentheils aber in dem groben Leichtsinne einiger Reisenden, welche mit der Schnelligkeit eines Kuriers das Land durchflogen, sich mehr um den slavonischen Wein und fetten Braten als um Land und Volk kümmerten, und dann mit keckem Muthe aus einzeln aufgegriffenen Zügen ein Gemählde zusammenstümperten, dessen Original nirgends anzutreffen ist. Um so dankbarer müssen wir die Bemühungen einiger würdigen Männer, in dieser Beziehung verdienstliches zu leisten, lobend anerkennen; solcher Männer, welche mit Beobachtungsgeist, regem Fleiße und redlicher Unparteilichkeit ausgerüstet, das Land in verschiedenen Richtungen bereisten, und durch längere Zeit darin verweilten; den Schein von der Wirklichkeit, die Schale vom Kerne zu unterscheiden wußten, und dann mit redlicher Offenheit gestanden, daß sie in der Gränze weder Kirgisen noch Hottentotten gefunden, sondern überall ein gutmüthiges, beachtungswerthes Volk angetroffen haben; ein Volk, dessen Geist wohl noch unter der Nebelwolke liegt, welche immerwährende blutige Kriege, der Jahrhunderte lang gewährte sklavische Druck und die

rohe Willkühr barbarischer Machthaber, über ihm zusammen gezogen haben; daß es aber nur der belebenden Strahlen einer milden, menschenfreundlichen Regierung bedurfte, um die entehrende Finsterniß zu durchbrechen, und so allmälig der Achtung gebildeter Nationen entgegen zu reifen. Mit der geistigen Bildung des Gränzers verliert sich die Schattenseite seines Charakters immer mehr, und die Lichtseite tritt immer bemerkbarer hervor. —

Ein hervorstechender Fehler des Gränzvolkes ist sein Hang zur Unwirthschaftlichkeit und Schwelgerei. Wir haben schon oben Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß der Gränzer bald Anlaß findet, dieser Lieblingsneigung zu fröhnen. Seine Gastereien zeichnen sich noch immer durch Völlerei und den unmäßigen Genuß der Getränke aller Art, besonders der Rakia, aus; aber die mehrtägigen, oft wochenlangen Gelage, wie sie ehedem häufig Statt gefunden haben, hat nun das Gesetz abgestellt, welches auch einmal ohne Zweifel, bei fortgesetzter Beharrlichkeit, aus dem Kampfe mit Gewohnheit und Leidenschaft siegreich ausgehen wird. Minder gerecht ist der Vorwurf der Trägheit. Dieser Fehler kann wohl nicht unbedingt geläugnet werden, und tritt manchmal im Einzelnen auffallend hervor; liegt aber nicht sowohl in dem Charakter des Gränzers, als in andern nachtheiligen Einwirkungen von Außen. Hieher gehört, unter mehreren andern Ursachen, vorzugsweise der Mangel an Absatz und Handel. Wenn der Gränzer sich bemüssiget sieht, ein Paar Ochsen, oder ein halb Dutzend seiner, mit Mühe und Kosten gemäßteter Schweine zu verkaufen, um die mäßige Summe von 50 bis 100 Gulden zu lösen, die er zur Berichtigung seiner Steuerschuldigkeit, zur Montirung und Verpflegung seines Dienstmannes, oder zum Ankaufe des Salzes und anderer Hausbedürfnisse unumgänglich benöthiget; wenn er die, von seinen zahlreichen Küh- und Schafheerden gewonnene, Milch und andere Erzeugnisse, die nicht

zum eigenen Bedarfe verwendet werden, an Schweine zu verfüttern sich gezwungen sieht; — so kann er hierin wahrlich! keinen besonderen Reiz zu angestrengtem Fleiße und beharrlicher Thätigkeit finden. Das Geld übt seine magische, gewaltige Kraft auf den Gränzer so gut aus, wie auf alle übrigen Bewohner der bekannten Welt, und es läßt sich mit Gewißheit behaupten, daß der Gränzer seine Erzeugnisse mehr beachten würde, wenn er nicht schon im Voraus überzeugt wäre, daß er um den Lohn seiner Mühe und Arbeit, — ob dem Mangel einer zweckmäßigen Konkurrenz — von getauften und ungetauften Juden geprellt werden wird. Um so auffallender und ungerechter muß dem unbefangenen Eingeweihten der Leichtsinn erscheinen, mit welchem zuweilen auch solche Individuen, welche zunächst an dem Gränzer stehen, und schon ihrer Stellung nach den Grund oder Ungrund solcher Beschuldigungen näher kennen sollten, in die allgemeine Klage über die Trägheit des Gränzvolkes, so recht aus voller Brust einstimmen!

An dem Altherkömmlichen hängt der Gränzer mit beharrlicher Festigkeit, und ist im Allgemeinen allen Neuerungen abhold. Dieser Zug ist aber kein Beweis für die Trägheit des Gränzers, und offenbaret sich auch in dem Charakter eines jeden andern Volkes. Völker und Individuen haben Vorurtheile, welche nur der Macht der Zeit weichen. Welches Volk der Erde hat sich wohl von der untersten Stufe seiner ursprünglichen Rohheit und Unbehilflichkeit, zu dem Standpunkte seiner heutigen Bildung mit einem Salto mortale emporgeschwungen? Und sind unsere gebildeten Nationen aus reiner Liebe zur Arbeit das geworden, was sie sind? Interesse, lockende Vortheile, und Aussicht zum Gewinn, haben oft Wunder gewirkt. — Der Umstand, daß der Gränzer, ungeachtet der Fruchtbarkeit seines Bodens, im Ganzen eher arm als reich ist, beweiset nichts gegen uns, denn Armuth steht mit Trägheit nicht immer in einer untrüglichen Reziprozi-

tät. Der Gränzer ist Landmann, Ackerbauer; und als solcher kann er wohl die Menge, aber nicht den Werth seiner Vorräthe vergrößern. Der mit Recht gerühmte Fleiß des österreichischen Bauers würde den Gränzer nicht reicher machen, als er jetzt ist; wenn aber dieser in die Lage käme, seine Vorräthe eben so vortheilhaft absetzen zu können, wie der Bauer bei Wien, so würde er ohne Zweifel mehr Thaler in der Tasche führen, als er jetzt Knöpfe auf seiner Torba hat. —

Hinsichtlich des sechsten Gebothes verdienen die Gränzer leider! jenes ehrenvolle Zeugniß nicht mehr, welches ihnen Hacquet vor beiläufig fünfzig Jahren ertheilte. Mehrere Ursachen haben dieses Verderbniß der Sitten herbeigeführt. Eine der vorzüglichsten mag wohl in der Menge lediger Officiere und Beamten zu suchen seyn. Verführerische Geschenke, und die beklagenswerthe Bereitwilligkeit, mit welcher sich untergeordnete Individuen zu derlei Vermittlungen herbeilassen, sind dem Rufe der Jungfrauen äußerst verderblich geworden. Eben so häufig wird auch die Reinheit der Ehen verletzt. Die oft mehrjährige Abwesenheit der Männer, und das schon oben berührte Mißverhältniß der Jahre unter den Eheleuten, geben den Schlüssel zu dieser betrübenden Erfahrung. —

Eine sehr häßliche Unart des Gränzers, und des südlichen Slaven überhaupt, ist das häufige Fluchen. Er findet sich durch den geringfügigsten Umstand hiezu aufgefordert. Nichts ist ihm dann ehrwürdig, nichts heilig genug, das nicht seine frevelnde Zunge berührt. Er bedient sich hiezu der gemeinsten und niedrigsten Ausdrücke, und dürfte in der Wahl derselben höchstens dem Ungar nachstehen. —

Zu den edleren Eigenschaften des Gränzers gehören Gastfreundschaft, Freigebigkeit und Mildthätigkeit, welche Tugenden er in zahllosen Gelegenheiten schön und rein offenbaret. Bekommt der Gränzer achtbare Gäste; spricht

bei ihm ein durchreisender Officier oder Beamter ein, gleichviel ob in oder außer Dienst; gibt ihm ein Geistlicher die Ehre seines Besuches; — so kommt der Hausvater seinem Gaste freundlich und artig entgegen, empfängt ihn mit Offenheit und ungeheuchelter Freude, und beeilt sich, ihm alle Ehren zu erweisen. Das Theuerste und Köstlichste, was seine häuslichen Verhältnisse zu bieten vermögen, wird dem Gaste vorgesetzt, und man findet sich geehrt, wenn er seinen Besuch auf mehrere Tage ausdehnen kann. Wenn der Gast wieder weiter zieht, so sorgt die Hausfrau dafür, ihn auf die weitere Reise mit Brot, Braten, Wein, oder zum Mindesten mit einer mit Obst vollgepfropften Torba zu versehen, und würde sich gekränkt fühlen, wenn man diese Beweise ihrer Liebe und Aufmerksamkeit verschmähen wollte. Aber nicht nur Standespersonen werden so herzlich empfangen; auch gegen seines Gleichen ist der Gränzer freundlich und gastfrei, und gegen die Armen äußerst mildthätig. Durchreisenden aus der ärmeren Classe bietet er mit der größten Bereitwilligkeit seinen Tisch, und sein Haus zum Obdach an, und ermangelt auch niemals, sein Schärflein zu ihrem weiteren Fortkommen beizutragen.

Ungeachtet der Gränzer in neuerer Zeit manches von der Reinheit seiner Sitten verloren hat, so ist er doch noch immer in der Religion sehr eifrig. Er hält mit aller Strenge auf die Heiligung der Feiertage, auf Einhaltung der Fasten und anderer Kirchengebote, welches Lob die Bekenner der griechisch nicht unirten Religion vorzugsweise verdienen. Er hegt gegen seinen Geistlichen eine große Ehrfurcht, welche um so unbegränzter wird, je mehr sich dieser die Liebe und das Zutrauen seiner Pfarrkinder zu gewinnen weiß. An dem Glauben seiner Vorfahren hält der Gränzer mit eisenfester Treue, und läßt nie von ihm ab. Außer den seltenen Fällen, wo einige wenige nicht unirte

Griechen zur Union übertreten, ist der Religionswechsel eine außerordentliche Seltenheit in der Gränze.

So wie seine Religion, liebt der Gränzer sein Land und seine Sprache. Mag ihn die Laune des Zufalls oder seine kriegerische Bestimmung wo immerhin bringen; — kein Land, sei es auch mit paradiesischen Reizen ausgestattet, wird ihn den vaterländischen Boden vergessen machen. Diese Anhänglichkeit an seine Heimath hat der Gränzer in unzähligen Gelegenheiten bewiesen. Die letzten Kriege haben ihn nach Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien, nach den Niederlanden und nach Rußland gebracht; aber überall verweilte er nur so lange, als es ihm Pflicht und Ehre geboten. Sobald er sich von diesen, ihm heiligen Banden nicht gefesselt sah, zog ihn seine unbesiegbare Liebe zur Heimath über Berge, Ströme und Meere fort. Kriegsgefangen in weit entfernten Gegenden, bei einem Volke, dessen Sprache er nicht verstand; — wußte er alle Wachsamkeit seiner Umgebung zu täuschen, und flog, bei aller Unkundigkeit fremder Sprachen, dem heimathlichen Sterne zu. — Daß der Gränzer auch seine Sprache liebt, haben wir bereits gesehen.

Die heiligen Bande der Freundschaft und Blutsverwandtschaft wurzeln in dem tiefen Gefühle des Gränzers fest und unerschütterlich. Mit rührender Zärtlichkeit sind Eltern Kindern, und mit dankbarer Liebe diese jenen zugethan. Dasselbe schöne Verhältniß findet auch zwischen den Geschwistern Statt; und selbst jene Communionsglieder, welche in einem entfernteren Grade, oder oft gar nicht, mit einander verwandt sind, leben zusammen wie Geschwister im herzlichen Einvernehmen und idyllischer Ruhe. Ueberhaupt dürfte es nicht leicht ein anderes Volk geben, bei dem die Heiligkeit der Blutsverwandtschaft mehr geachtet wird. Descendenzen und Verschwiegerungen, welche bei anderen Nationen zu gar keiner Verwandtschaft mehr gehören, werden von den Gränzern

noch immer für nahe genug gehalten, um z. B. eine eheliche Verbindung durchaus nicht zuzulassen. Darauf wird besonders von den nicht unirten Serben strenge gehalten. Wenn der Sohn einer Familie die Tochter aus einer anderen heirathet; wenn der Hausvater einer Communion das Kind einer anderen aus der Taufe hebt rc., so treten nicht nur die betreffenden Personen, sondern sämmtliche Mitglieder ihrer Communion in das Verhältniß der Blutsverwandtschaft. Diese vererbt sich dann vom Vater auf den Sohn, dergestalt, daß zwei so befreundete Familien, oft mehrere Generationen hindurch nicht mehr eheliche Verbindungen knüpfen können. Auf diese Art sind oft beinahe halbe Dörfer mit einander verwandt; und in kleineren Orten tritt der Fall nicht selten ein, daß der heirathslustige Jüngling in einem fremden Dorfe eine Braut suchen muß, weil ihn die Bande der Freundschaft verhindern, ein Mädchen seines Geburtsortes zu ehelichen. — Unter den Verwandtschaftsgraden, welche nicht durch eigentliche Blutsverwandtschaft bedingt sind, nimmt der eines kersteni kum (Taufpathe) den ersten Rang ein. Ein solcher kum wird von der ganzen Familie hoch geschätzt und geachtet, und insbesondere von denjenigen, welche er durch die heilige Taufe in das Leben einführte, wie ein Vater verehrt.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir noch einer ganz eigenthümlichen Verwandtschaft oder Befreundung erwähnen, welche bei dem Gränzer, so wie bei den südlichen Slaven überhaupt, sehr werth gehalten wird. Diese besteht in dem sogenannten Pobralimstwo (Wahlbruderschaft, fraternitas adoptiva, — nach Wuk's Stephanowitsch serbischem Wörterbuche). Wenn sich nämlich zwei Freunde oder Bekannte durch die wunderbaren Bande der Sympathie gegenseitig innig angezogen fühlen; so stiften sie unter sich eine solche Wahlbruderschaft. Dann treten unter ihnen ganz dieselben freundschaftlichen Verhältnisse

ein, als ob sie wirklich leibliche Brüder wären. Oft unternimmt ein solches Brüderpaar gemeinschaftlich eine Wallfahrt zu irgend einem Gnadenorte, um sich da ewige, unverbrüchliche Liebe und Treue zuzuschwören. Zuweilen wird aber ein solcher Bund auch unter ganz unbekannten Personen geschlossen. Wenn sich nämlich Jemand in einer augenscheinlichen Noth oder Lebensgefahr befindet, so ruft er die Hilfe eines Andern mit den Worten Bogom brate! (in Gott Bruder!) an. Diese Beschwörungsformel genügt dann, um den Aufgeforderten in das thätigste Mitleiden zu ziehen, und ihn zu bewegen, Alles zur Rettung und Hilfe des Bittenden zu wagen. — So wie es eine Wahlbruderschaft gibt, so kann man auch Jemanden zum Vater, zur Mutter, Schwester rc. erwählen.

Seinen Vorgesetzten begegnet der Gränzer mit Achtung, Ehrfurcht und Liebe, in so ferne sich dieser die Liebe seiner Untergebenen zu verdienen weiß. In dieser Beziehung hat der Gränzer oft Vorwürfe hören müssen; aber bei nähern Beleuchtung dieser Frage, fällt die Schuld immer auf den Kläger zurück. Wer den Charakter des Gränzers studiert, und sich bei der Behandlung desselben nicht grobe Mißgriffe zu Schulden kommen läßt; der wird gewiß nie in die, freilich unangenehme, Lage kommen, sich von seinen Untergebenen nicht geachtet oder gar verachtet zu sehen. Zu diesem Studium ist jedoch die Kenntniß der Sprache des Gränzers eine unerläßliche Bedingniß, und oft müssen kleine Mißverständnisse, welche zwischen einem Obern fremder Zunge und seinen Untergebenen herrschen, nur diesem Umstande allein zugeschrieben werden. Mancher Fremde ist mit vielen trefflichen Eigenschaften ausgerüstet, ohne das Zutrauen seiner Untergebenen zu besitzen, bloß weil er sich diesen nicht verständlich machen kann. Dolmetscher sind zum Theil nicht geschickt, zum Theil nicht redlich genug, um Mittheilungen zu erleichtern oder möglich zu machen, welcher letztere

Umstand dem Gränzer besonders bei gerichtlichen Verhandlungen und Untersuchungen drückend lästig wird. Hierzu kommt noch, daß sich mancher Fremdling gar keine Mühe gibt, diesem Uebelstande abzuhelfen, und in dem Wahne steht, daß es billiger sei, wenn das ganze Land ihm zu Liebe seine Sprache lerne, als daß er sich die Landessprache eigen machen sollte. — Wo aber dieses Hinderniß nicht obwaltet, da liegt es immer in der Macht des Obern, sich die Achtung des Volkes zu gewinnen. Der Gränzer hat ein richtiges Gefühl und offenen Sinn für Recht, und ist gegen Ungerechtigkeit äußerst empfindlich. Eine wegwerfende, harte Behandlung, unverdiente Verachtung, willkührliche Verdrehungen des Gesetzes empören ihn, reizen ihn zur Widerspänstigkeit und Stützigkeit, und regen ein Rachegefühl in seiner Brust auf, welches oft Jahre nicht zu erlöschen vermögen. Wenn der Vorgesetzte, der vor nicht langer Zeit ein Mitbruder des Gränzers war, in der Folge mit seinem Stande auch seine Denkungsart ändert; wenn er in dem unglücklichen Wahne steht, daß es kein anderes Mittel gebe, seine Untergebenen auf der Bahn der Pflicht zu erhalten, als sie mit barbarischer Härte zu behandeln; wenn er in einem unrecht verstandenen Eifer etwa gar kränkende Willkührlichkeiten sich zu Schulden kommen läßt; dann freilich kann er nicht auf die Liebe seiner Untergebenen rechnen. In diesem Falle thut der Gränzer nichts, als wozu ihn das eiserne Muß zwingt; er bleibt mit beharrlichem Eigensinne an der Gränze der Schuldigkeit stehen, und benützt jede Gelegenheit, jenen, der ihn mißhandelt, fühlen zu lassen, daß er ihn — verachtet. Wenn aber der Vorgesetzte in den Schranken des Gesetzes bleibt; wenn er sich hütet, absichtlich den Ehrgeiz des Gränzers zu kränken und sein Gefühl zu verletzen; wenn er, wo Strenge nöthig ist, diese mit dem Rechte zu paaren versteht; dann wird er nie Ursache haben, über Mangel an Achtung und Liebe Klage zu füh-

ren, denn eine gerechte, liebreiche, seiner würdige Behandlung weiß der Gränzer sehr hoch zu schätzen. Es ist weder zweckmäßig noch edel, überall nur Strenge und Härte vorwalten zu lassen; liebreiche Vorstellungen, freundliche Ermahnungen und gut gemeinte Rathschläge vermögen oft mehr, als eiserner Zwang. Der Verfasser ist einmal selbst Zeuge gewesen, wie es einem alten würdigen Officiere gelang, durch solche humane Mittel ein sehr entartetes Individuum bis zu Thränen zu rühren. Es kehrte allmählig auf die Bahn der Sittlichkeit zurück, und was jahrelanges Einsperren und eine Unzahl Prügel nicht vermochten; das bewirkten die väterlichen Vorstellungen eines menschenfreundlichen Vorgesetzten. Nur hüte man sich, in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen, denn Schwäche ist eben nicht geeignet, sich die Achtung Anderer zu gewinnen. »Mit dem Gränzer nicht durch die Finger sehen,« sagt Taube sehr richtig, »aber allen Schein der Ungerechtigkeit meiden, ist der sicherste Weg für einen Obern, ihre Neigung und Liebe zu gewinnen. Wer solche gewonnen hat, der kann versichert seyn, daß ihm seine Untergebenen bis in den Tod getreu bleiben, und für ihn durch das Feuer gehen werden.«

In dem täglichen Umgange mit seines Gleichen benehmen sich die Gränzer freundlich, liebreich und herzlich, und begegnen sich gegenseitig freundschaftlich und artig. Faljen Isus (gelobt sei Jesus Christus) ruft der Katholike, und Pomozi Bog (Gott helfe!) der nicht unirte Serbe, fromm und herzlich dem Begegnenden zu. Ist dieses ein Vornehmer, so lüftet der Gränzer noch seinen Hut artig und anständig; dem Gruße gegen seines Gleichen aber fügt er noch die Frage: jesili xiw? zdraw? (lebst du? bist du gesund?) hinzu. Sie nennen sich gegenseitig beim Taufnamen, welchem sie immer die Worte Bacha, Bruder, oder Stricse, Vetter, Kume, Gevatter, Pathe &c. vorsetzen. Noch herzlicher sind die Benen-

nungen, welche zwischen den Frauen und Mädchen gewechselt werden. Ljubo, Liebe, Draga, Liebchen, Serdcze, Herzchen, Seko, Schwesterchen ꝛc. sind die gewöhnlichsten und gebräuchlichsten. Die jungen Weibspersonen küssen ihren Müttern, Muhmen ꝛc. die Hand, und werden von diesen in einer herzlichen Umarmung auf die Stirne geküßt, welches ein Zeichen eines besonderen Wohlwollens ist. Den Vorgesetzten begegnen sie mit Achtung und Ehrerbietung, und wenn die Weiber der griechisch nicht unirten Religion einem Vorgesetzten begegnen, so werden sie es aus lauter Achtung nicht wagen, über den Weg zu gehen, bis dieser vorüber gegangen ist.

Einer der glänzendsten Züge in dem Charakter des Gränzvolkes ist seine oft erprobte Treue und unerschütterliche Anhänglichkeit an die Person seines Landesfürsten. Diese herrliche Tugend haben die Gränzer schon in der Periode ihrer Rohheit und Wildheit rein zu bewahren gewußt, wie es aus den Zeiten der ungarischen Unruhen erhellet, an welchen die Gränzer nie einen Antheil nehmen wollten, ungeachtet ihnen die glänzendsten und verführerischesten Versprechungen gemacht worden waren, wie es noch vorhandene Urkunden bezeugen. Auch die neueste Zeit hat zum Beweise dieser Wahrheit mehrere hochherzige Belege geliefert.

Hier verdient noch die treffliche Schilderung des Herzogs von Sachsen-Hildburghausen angezogen zu werden, wie sie Herr Hofrath von Hitzinger in seiner mehrerwähnten Statistik der Militärgränze angibt: »Ueberall sah ich ein kriegerisches, tapferes Volk, rohe, kunstlose Söhne der Natur, die bei schlechter, einfacher Kost, unter Arbeit und Fatiguen zur echten hohen Figur des ersten Männergeschlechtes, nervigt und fest, wie die Eiche des Waldes, ohne Wartung und Cultur empor gewachsen; gutherzig und mild, dabei aber abergläubisch, und voll enthusiastischen Gefühls für militärische Ehre; mit den

Gefahren der Schlachten vertraut und lüstern nach Raub, als dem oft erkämpften Preis der Tapferkeit und Kühnheit; mit wenigen Bedürfnissen bekannt, und folglich arm an Kenntnissen und Einsichten, dagegen aber auch nicht durch Weichlichkeit und verfeinerten Kennergeschmack entmannt; unerschütterliche Anhänger der alten Nationalsitten und Gebräuche, und durch selbe unaufhörlich an sein Vaterland geknüpft; ihren Worten getreu, eben deßwegen aber auch auf die Erfüllung erhaltener Versprechungen äußerst eifersüchtig; von der Natur zur Freimüthigkeit und Furchtlosigkeit, durch lange Unterdrückung und Bevortheilung aber zum Argwohne und Widerspänstigkeit gebildet; der heiligsten Treue und Ergebenheit fähig, und doch durch vorsetzlich gereizte, schwach bestrittene Versuche ihrer Kraft zum aufbrausenden Ungestüm, zum Aufruhr verwöhnt.«

II.

Clementiner.

Vier und zwanzig Jahre hindurch hatte der, unter dem Namen Skanderbeg bekannte Held, Georg Kastriotich, mit eben so großer Tapferkeit als Klugheit sein kleines, väterliches Reich wider die Türken vertheidigt. Erst nach seinem Tode konnte Amurath der Zweite, das nun verwaiste Albanien unterjochen. Mit der drückendsten Härte herrschte der rohe Sieger in dem mühsam eroberten Ländchen, und wüthete rachedürstend unter seinen gefallenen Bewohnern, deren ausnehmende Tapferkeit ihm einst so blutige Wunden geschlagen hatte. Lange duldeten die Albaneser alle ersinnlichen Drangsale, ohne daß ein Schimmer von Hoffnung die Nacht ihres Lebens erleuchtet hätte. Das eiserne Joch des Despotismus hatte

ihren Nacken wund gedrückt, und viele von ihnen nahmen den muhamedanischen Glauben an, um nur der Laune und Willkühr zu entgehen. Da erhob ein Mann kühn sein Haupt empor, und faßte den Entschluß, sein Volk vom Untergange zu retten. Der Name dieses Helden war Clement. Er besaß viel Muth und Klugheit, hatte seine Tapferkeit schon unter dem berühmten Kastriotich erprobt, und stand bei seinen Landsleuten in sehr großem Ansehen. Er offenbarte seinen Anschlag einigen vertrauten Mitbrüdern. Bald darauf versammelte sich eine Zahl von beiläufig zwei Tausend Albanesern, welche sich unter Clements Befehle stellten, und im Jahre 1465 mit ihren Familien und Habseligkeiten ihr Vaterland verließen, und die unzugänglichen Gebirge bezogen, welche Albanien von Serbien scheiden. Hier stifteten sie einen kleinen Freistaat, und erwählten ihren Retter Clement zum Oberhaupte, von dem sie in der Folge auch den Namen erhalten haben. In ihren Gebirgen verschanzt, vertheidigten sie lange Zeit mit unbesiegbarem Muthe ihre Unabhängigkeit, und vereitelten alle Versuche der Türken, sie wieder zinsbar zu machen. Als aber die Christen im Jahre 1526 nach der unglücklichen Schlacht bei Mohacs alle illyrischen Länder an den Halbmond verloren; unterlagen auch die Clementiner der Uebermacht des Feindes, und mußten ihm einen jährlichen Tribut von vier Tausend Ducaten entrichten. Sie blieben aber ruhig in ihren Gebirgen, trieben hauptsächlich Viehzucht, und vermehrten sich zu einem ansehnlichen Volksstamme. Im Jahre 1737 endlich bewog sie der griechische Bischof von Belgrad, Arsenius Joanovich, zur Auswanderung nach Serbien, wozu er früher schon viele bosnische und bulgarische Familien beredet hatte. Bei zwanzig Tausend dieser Leute versammelten sich wirklich an dem ihnen bezeichneten Orte; aber ihr Vorhaben ward verrathen, sie wurden von den Türken

überfallen, und bis auf etwa Tausend Mann niedergehauen. Unter denjenigen, welche ihr Leben durch die Flucht retteten, befanden sich auch etwa dreihundert Clementiner mit ihren Familien. Sie flüchteten sich nach Belgrad, und dann, weil sie sich auch hier nicht sicher glaubten, über die Sawe herüber. So kamen sie unter der Anführung eines Geistlichen nach Syrmien, wo sie in der Gegend von Mitrowitz sich niederließen, und die zwei ansehnlichen Dörfer Hertkowcze und Nikincze gründeten.

Obschon die Clementiner nun an hundert Jahre mitten unter Serben wohnen, und schon durch die ganz eigenthümliche Verfassung der Militärgränze mit ihren Nachbarn in einer immerwährenden Berührung stehen; so haben sie doch bis auf den heutigen Tag ihren merkwürdigen Stamm unvermischt erhalten. Noch immer sucht sich der Clementiner die Braut unter den Mädchen seines Stammes, welche im Besitze einer ausnehmenden Schönheit sind; und eine Clementinerin wird sich nicht leicht einem Jünglinge einer fremden Nation vermählen.

Ihre Sitten und Gebräuche haben nach und nach viel von ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit verloren. Die militärische Verfassung, welcher sie als Gränzer unterworfen sind, haben sie allmählig dem slavischen Gränzer ähnlicher gemacht. Nur in der Kleidung unterscheiden sie sich noch immer auf eine ziemlich auffallende Weise von dem eigentlichen Slavonier, indem ihre eigenthümliche Nationaltracht jene des Slavoniers an Buntheit und Sonderbarkeit weit übertrifft.

Das häusliche Leben, die Beschäftigung und Handthierung des Clementiners gleicht jenen des slavischen Gränzers. Sie betreiben Ackerbau und Viehzucht, wobei zu bemerken ist, daß sie eine eigene Art Schafe, albanesischer Race, ziehen, deren Wolle viel feiner ist, als

die der gewöhnlichen Landschafe. Ueberhaupt ist dieses Volk äußerst thätig, fleißig und betriebsam.

Die Sprache der Clementiner ist die albanesische, und dem Serben ganz unverständlich; auch scheint sie mit keiner der orientalischen oder abendländischen Sprache in einem Zusammenhange zu stehen. In wie weit sich die Meinung einiger Sprachgelehrten, welche in der Sprache der Clementiner, die der alten Illyrier wieder finden wollen, durch historische Beweise rechtfertigen läßt, wollen wir dahin gestellt seyn lassen.

III.

Deutsche.

In der neueren Zeit haben sich auch einige deutsche Familien in der Gränze angesiedelt. Sie gründeten zum Theil eigene Dörfer, größtentheils aber wohnen sie in Gränzdörfern, mit den Slaven vermischt. Ihre Anzahl mag sich auf etwa sechs Tausend Seelen belaufen. Die meisten derselben stammen aus Schwaben, Würtemberg und den Rheingegenden her. Sie werden von den Eingebornen durchaus mit dem Worte Schwaba bezeichnet. Auch sie bilden nun nach dem Sinne der Gränzverfassung, patriarchalische Familien, und nehmen allmählig die landesübliche Lebensweise an. In ihrer Art sich zu kleiden, haben sie zum Theil noch die Sitte ihrer Väter beibehalten; die jüngere Generation hat aber, bis auf einige unbedeutende Abweichungen, angefangen, sich nach den Umgebungen zu richten. Ihre Weiber halten mit mehr Beharrlichkeit an ihrer nationalen Tracht; doch bedienen sie sich hierzu meistens schon der landesüblichen Stoffe.

IV.

Zigeuner.

Wie der Spartaner an seinen Heloten, wie der Indier an seinen Parias, — hat der Ungar an seinen Zigeunern einen Gegenstand der Geringschätzung, der Verachtung, des Abscheues. Dieses räthselhafte Volk schmachtet in Ungarn, so wie in anderen Gegenden Europens, wo es noch angetroffen wird, in dem Abgrunde moralischer Verworfenheit, ohne sich jemals die Mühe gegeben zu haben, den Weg der Besserung zu betreten, und sich der Achtung der Menschen werth zu machen. Schon bei ihrem ersten Erscheinen in Europa sprach man von den Zigeunern nur als von einer Schaar von Ungeheuern und Belzebuben, und sie haben bis auf gegenwärtige Zeit noch immer nichts gethan, um nur einen Theil der allgemeinen Verachtung von sich abzuwälzen, welche auf ihnen so schwer lastet. Wohl haben einige Schriftsteller dieses Volk mit zu grellen Farben gemalt, und manchmal, nicht zu seinem Vortheile, die Gränze der Wahrheit überschritten; doch wird leider! auch das menschenfreundlichste Herz verstummen müssen, wenn man es um die Tugenden des Zigeuners befragen wollte.

Unter den verschiedenen Meinungen über die Abkunft der Zigeuner, hat jene des Herrn Professors Grellmann, welcher sie für Indostaner, aus der Classe der Parias oder Suckers hält, die durch den Einfall Timurs im Jahre 1408 und 1409 aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, die meiste Wahrscheinlichkeit für sich. Die Zeit ihrer Ankunft in Europa läßt sich nicht mit Gewißheit angeben; doch findet man Nachrichten, daß sie schon um das Jahr 1417 in Ungarn sich gezeigt haben. Sie mö-

gen vielleicht zuerst in Siebenbürgen erschienen seyn, wo auch heut zu Tage unter allen Provinzen unseres Kaiserstaates die meisten Zigeuner anzutreffen sind. Von hier mögen sie dann, wie dies noch immer zu geschehen pflegt, zu unbestimmten Zeiten und in unregelmäßigen Haufen, Wanderungen in die benachbarten Gegenden Ungarns unternommen haben, um auf Erwerb auszugehen. Viele kehrten dann nach einiger Zeit zu ihren Landsleuten nach Siebenbürgen zurück, sehr viele blieben aber in fremden Gegenden, wo sie sich allmählig heimisch machten. Auf eine solche Art mögen sie dann in die Militärgränze gekommen seyn. Weil aber der Zigeuner nicht so leicht zu einem bleibenden Wohnorte und zum Betriebe einer Wirthschaft zu bewegen ist, und ihm in der Gränze das Wanderleben nicht gestattet wird; so haben bis jetzt nur wenige Zigeunerfamilien die Gränze zu ihrem Aufenthalte gewählt. Wenn sich dann doch einige zu einer regelmäßigen Lebensweise entschließen, so werden ihnen in irgend einem Dorfe Plätze angewiesen, wo sie sich häuslich niederlassen, und — wenigstens im Vergleiche zu den vagirenden Zigeunern, — ein ziemlich ordentliches Leben führen, welches wir weiter unten darzustellen versuchen wollen. —

In Hinsicht der physischen Eigenschaften und der körperlichen Beschaffenheit, sind die Zigeuner von der Mutter Natur keineswegs stiefmütterlich behandelt worden. Sie sind sehr gewandt und findig, und wissen sich in zweifelhaften und bedenklichen Fällen eben so schnell als geschickt zu helfen. Bei der Behandlung jener Arbeiten, mit welchen sie sich zu befassen pflegen, zeigen sie viele Geschicklichkeit, und man wird unter ihnen überhaupt verhältnißmäßig nur wenige Individuen treffen, welche nicht mit guten natürlichen Talenten und Anlagen ausgestattet wären. — Die schwarzbraune oder olivenfarbige Haut des Zigeuners macht auf den Schönheitssinn des Europäers keinen angenehmen Eindruck; im Uebrigen

ist aber seine körperliche Bildung ziemlich vortheilhaft. Sie sind gewöhnlich von mittlerer Größe, und haben wohl proportionirte, gewandte und sehr gelenkige Gliedmaßen. Sie haben stark marquirte Gesichtszüge, schwarze, lebhaft umher rollende Augen, und weiße, gesunde Zähne, welche zwischen den rothen Lippen hervorschimmern. Ihr langes, meistens schwarzes Haar lassen sie in natürlichen Locken frei über die Schultern herabhängen, und lassen es nicht gerne abschneiden. Sehr wenige unter ihnen sind mit Leibesgebrechen behaftet, und Dickbäuche eben so selten, als Buckel, Blindheit ꝛc. Sie erfreuen sich durchgehends einer dauerhaften, eisenfesten Gesundheit, und sind gegen jedes Ungemach, gegen jeden Wechsel der Witterung abgehärtet. Weder die brennendste Hitze noch die schneidendste Kälte äußern auf den Zigeuner einen nachtheiligen Einfluß, und wenn auch diese beiden Extreme noch so schnell auf einander wechseln sollten. Im Winter unterhält er in seiner elenden Hütte ein gewaltiges Feuer, weil ihm vorzüglich die Hitze behagt. Er setzt oder legt sich dann so nahe zu dem Feuer hin, daß man befürchten möchte, er werde selbst mit aufbrennen; dessen ungeachtet wird er aber augenblicklich diese Stellung verlassen, und in einem zerrissenen Hemde, mit bloßen Füßen und unbedecktem Haupte, bei größter Kälte und Frost, bei Regenguß und Schneegestöber, von einem Dorfe in das andere wandern, ohne Husten, Katarrh oder sonst irgend ein Ungemach zu spüren.

Diese eiserne Gesundheit verdankt der Zigeuner seiner eben so eisernen Erziehung. Das Kind ist noch keinen Monat alt, und die Mutter wickelt es schon in ein elendes Tuch, bindet es so auf ihren Rücken, und nimmt es auf ihren Wanderungen mit. Solche Züge unternimmt die Mutter im Winter und Sommer, bei kaltem und warmem Wetter, ohne sich weiter zu bekümmern, was dem Kinde zustoßen könnte. Wenn das Kind zwei oder drei Jahre

alt geworden ist, so muß es sich allmählig an eine noch härtere Lebensart gewöhnen. War es früher in elende Lumpen gehüllt, und hat es an der Brust der Mutter seinen Hunger stillen können; so muß es jetzt auf beide Wohlthaten Verzicht leisten, und Freud und Leid mit den Eltern theilen. Von aller Kleidung entblößt, und ganz im nackten Naturzustande sieht man die Kinder über Frost und Eis laufen, und sich im Schnee herumbalgen. Hat sich das Kind heute satt gegessen, so muß es gleich darauf oft mehrere Tage eine strenge Faste halten, weil die Eltern nicht selten kein Krümmchen Brot in ihrer Hütte haben. So wächst der Knabe, so das Mädchen heran, und reift durch Ungemach und Elend zu einer so dauerhaften Gesundheit. —

Bekanntlich hegen die Zigeuner eine besondere Vorliebe für das freie, ungebundene Nomadenleben, und wechseln ihren Aufenthaltsort oft und gerne. Diejenigen aber, welchen der Aufenthalt in der Gränze gestattet ist, müssen, wie schon oben erinnert wurde, bleibende Wohnsitze aufschlagen. Eben so trifft man auch in Ungarn und Siebenbürgen schon viele Zigeunerfamilien an, welche sich an stäte Wohnplätze gewöhnt haben. Die große Theresia befahl, diese angesiedellen Zigeuner Neubauern zu nennen, theils weil sie sich ihres Volksnamens schämten, und theils um, wo möglich, mit dem Namen auch das Andenken an ihre vorige Lebensart auszurotten. Aber auch diese ansässigen Zigeuner sind dem Ackerbaue nicht sehr geneigt, und die wenigsten unter ihnen widmen sich den landwirthschaftlichen Beschäftigungen. Der größte Theil von ihnen beschäftiget sich auch in der Gränze mit verschiedenen Eisenarbeiten, welche sie ungeachtet der sehr einfachen und mangelhaften Werkzeuge, doch geschwind und gut zu machen wissen. Diese Beschäftigung ziehen sie allen andern vor, und das Schmiedehandwerk scheint auch von jeher unter ihnen gangbar gewesen zu seyn. Dessen

ungeachtet liefert der Zigeuner selten größere Schmiedearbeiten, und beschränkt sich meistens auf die Verfertigung von Hufeisen, Messern, Gabeln, Hacken, Nägeln, Zangen und anderer Kleinigkeiten. Andere befassen sich wieder mit dem Ausbessern von altem Eisen- und Kupfergeräthe, und wieder andere verfertigen Ringe und Ohrgehänge, und verschiedene andere Sachen aus Zinn und Messing. Sehr viele beschäftigen sich auch mit verschiedenen Holzarbeiten, worunter die Anfertigung hölzerner Troge am meisten betrieben wird, und sehr vielen Zigeunerfamilien den Unterhalt verschafft. Das Holz hiezu erhalten sie, gegen Erlag einer mäßigen Waldtaxe, in den ärarischen Waldungen, wo sie gewöhnlich auch gleich ihre Werkstätte aufschlagen. Außerdem verfertigen sie noch hölzerne Löffel, Teller, Schüsseln und andere Holzgeräthschaften, welche sie dann von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf führen, und zum Verkaufe anbiethen. Diese und ähnliche Wanderungen dürfen sie aber nur mit einem obrigkeitlichen Passe unternehmen, und müssen nach Ablauf der bewilligten Zeitfrist wieder in ihr Dorf zurückkehren.

Sehr viele verlegen sich auch auf Musik, zu welcher Kunst sie unstreitig viel Talent haben. Sie sind auch die einzigen in der ärmeren Volksklasse, welche die Violine spielen, und viele unter ihnen bringen es auf diesem Instrumente zu einem ziemlich hohen Grade der Meisterschaft. Dieser Umstand ist um so bemerkenswerther, als der Zigeuner selten oder nie eine gründliche Anleitung in der Musik erhält, sondern seine Ausbildung immer sich selbst zu verdanken hat. — Mehrere vereinigen sich zu einem Quartette, Quintette, oder zu größeren Gesellschaften, und lassen dann auf Jahrmärkten, Hochzeiten und ähnlichen Gelegenheiten ihre Kunst um eine mäßige Belohnung hören. —

Die Zigeunerinen suchen ihrerseits auch etwas zur Erhaltung der Familie beizutragen. Sie spinnen für den

eigenen Bedarf, so wie auch das grobe Linnenzeug für die Gränzerinen; oder helfen diesen Waschen ꝛc. Auch verdingen sie sich auf einige Tage zu Feldarbeiten gegen eine mäßige Belohnung. Ueberhaupt zeichnet sich manche unter ihnen durch Fleiß und Arbeitsamkeit auf eine lobenswerthe Weise aus. Viele trödeln mit alten Kleidern, mit Ringen und andern Erzeugnissen ihrer Männer; andere ziehen wieder als Wahrsagerinen herum, und verkaufen Talismane und Arzneimitteln. Letztere bestehen meistens aus besonderen Wurzeln, welche die Verkäuferin selbst nicht kennt, und aus Amuleten, die mit verschiedenen Figuren bezeichnet sind. Uebrigens wartet die Zigeunerin nicht etwa, bis man sie und ihre Kunst in Anspruch nimmt, sondern sie trägt ihre Dienste mit der ihr eigenen Zudringlichkeit jedem an, dem sie begegnet. Aus den Linien der flachen Hand, aus den Augen und den Gesichtszügen weiß die Zigeunerin die ganze Zukunft eines Menschen vorauszusagen, und ist übrigens geschickt genug, jedem das zu prophezeien, was er gerade gerne hört. Auch haben sie tausenderlei geheimnißvolle Talismane in Bereitschaft, welche die Eigenschaft besitzen, in der Liebe, im Spiele, und in andern Dingen glücklich zu machen. Für alle diese wichtigen Dienste nehmen sie mit einer sehr mäßigen Belohnung vorlieb; einige Kreuzer genügen der Wahrsagerin, und will man ihr einige Groschen schenken; so kann sie gar nicht aufhören, einem die angenehmsten Dinge zu sagen.—

Obwohl man in der Haushaltung der Neubauern häufig auf Gegenstände stößt, welche auf ihre altgewohnte Lebensweise erinnern; so sieht es in ihren Häusern doch bei weitem nicht so schmutzig und armselig aus, als in den Wohnungen der nomadischen Zigeuner. Man findet sie schon mehr bequem eingerichtet, und mit dem Nothwendigsten versehen, was zu einer gewöhnlichen Bauernhaushaltung erforderlich ist; ja viele besitzen wohl auch einige kleine Gegenstände des Luxus. — So wirkt der Einfluß

einer gesitteteren Umgebung langsam aber wohlthätig auf diese Menschenklasse zurück, und führt nach und nach viele Familien in den Schooß der Menschheit wieder. —

Die Zigeuner in der Gränze kleiden sich nach der landesüblichen Tracht, und die fleißigeren und ordentlicheren unter ihnen schenken diesem Gegenstande sehr viel Aufmerksamkeit. Uebrigens geht der Zigeuner mit seiner Kleidung sehr schonend um. Die Holzarbeiter pflegen das Hemd auszuziehen, und in der brennendsten Sonnenhitze mit nacktem Oberleibe zu arbeiten, um dasselbe nicht unnöthigerweise abzunützen. Diese Vorsicht beobachten sie auch noch bei einer Gelegenheit, wo man es am wenigsten vermuthen sollte. Wenn nämlich zwei von ihnen in einen ernstlichen Streit gerathen, welcher durch handgreifliche Argumente entschieden werden soll; so gewinnen sie noch immer so viel Oberhand über die Flammen des Zornes, daß sie vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten einen Waffenstillstand von einigen Minuten schließen. Während demselben ziehen beide Parteien Rock und Hemd aus, damit die gegenseitigen Liebkosungen um so inniger empfunden werden können; und dann arbeitet jeder aus Leibeskräften auf dem nackten Buckel des andern herum.

Außer diesen behausten, ziehen alle Jahre ganze Karavanen siebenbürgischer Zigeuner in der Gränze von Ort zu Ort, um sich etwas zu verdienen. Diese führen ein unstätes Nomadenleben, und gehören zu der niedrigsten Klasse dieses überall verachteten Volkes. Mit gar keinen Vortheilen der Zivilisirung bekannt; durch angeerbte Vorurtheile und eine entartete Erziehung unfähig gemacht, die aus der Umgebung sich darbietenden Gelegenheiten zur Verbesserung ihres Schicksals zu benützen; führen diese Menschen ein höchst kümmerliches, elendes Leben. Ueberdies erfreuen sie sich nicht immer eines ausgezeichneten Rufes, und stehen manchmal in einem so

schlechten Renommée, daß sie von einem Dorfe zum andern eskortirt, und wenn sie nirgends eine Arbeit bekommen, wieder aus der Gränze hinausgeschoben werden. Dieser Vorsicht ungeachtet, müssen die Dorfbewohner, welchen diese Zigeuner die Ehre ihres Besuches schenken, sehr auf ihrer Huth seyn, denn der Zigeuner läßt sich die Hühner und Gänse des Bauers unbezahlt sehr wohl schmecken, und besitzt überhaupt eine große Geschicklichkeit, alles, was er gebrauchen kann, sich auf unerlaubten Wegen zuzueignen.

Sobald diese nomadischen Zigeuner die Erlaubniß bekommen, bei einem Dorfe durch einige Zeit verweilen zu dürfen, so schlagen sie dort ihre Wohnungen auf. Diese bestehen aus Zelten aus grober Leinwand, oder groben braunen Landtuche, welche abgenützt und zerrissen, und mit zahllosen bunten Flecken nothdürftig ausgebessert sind. Die Zelte werden über eine horizontale Stange, die auf zwei vertikalen Trägern ruht, dachförmig ausgespannt. Sie sind vorne offen, und nach hinten zu an einen Hügel, eine Erdwand, an einen Baum, oder den eigenen Wagen angelehnt. Sobald sich nun die Zigeuner nach ihrer Art eingerichtet haben, wozu sie kaum eine Stunde Zeit brauchen; so begeben sie sich mit Weib und Kindern in das Dorf, wo sie sich in vielen Gruppen zerstreuen. Die Männer biethen ihre Erzeugnisse, welche sie allenfalls vorräthig haben, zum Verkaufe an, und sammeln alles alte Eisen und Geschirre zum Flicken und Ausbessern. Die Weiber verkaufen allerlei Gegenstände, die sie an andern Orten gestohlen haben, und dringen Jedermann ihre Zauberkünste auf; und die Kinder betteln. Bei dieser Gelegenheit spähen sie mit Argusaugen jeden Winkel aus, ob sie nicht etwas finden, was sie allenfalls brauchen könnten; und wissen allerlei Kleinigkeiten mit einer solchen Geschicklichkeit mitzunehmen, daß man es gar nicht bemerkt.

Mit den Hausgeräthschaften und Habseligkeiten des

nomadischen Zigeuners sieht es jämmerlich aus. Ein irdener Topf, eine eiserne Pfanne, ein Löffel, ein Wasserkrug, ein Messer, und zuweilen noch eine Schüssel, mit der sich die ganze Familie behilft, macht sein ganzes Habe aus. Ist der Familienvater ein Schmid, welches Handwerk die meisten Zigeuner betreiben, so findet man in der Hütte noch ein Paar kleine Handbälge zum Anfachen des Feuers; einen kleinen Ambos aus Stein; eine Zange und ein Paar Hämmer verschiedener Größe. Rechnet man hinzu noch einen Schnappsack, den die Zigeunerinen bei ihren Bettelzügen um die Schulter hängen; ferners das schon beschriebene Zelt, einen elenden Karren, und einen betagten, invaliden Gaul; — so hat man ein vollständiges Inventarium von dem Reichthume eines nomadischen Zigeuners.

Aus dem so eben Gesagten kann man beiläufig entnehmen, wie es in der Hütte oder dem Zelte eines solchen Zigeuners aussehen mag. In dem engen Raume von einigen Quadratschuhen drängt sich die ganze, oft sehr zahlreiche, Familie zusammen. In der Mitte des Zeltes wird ein Feuer unterhalten, das zum Kochen, zum Schmieden, und im Winter zur Erwärmung dient. In der letztern Absicht liegen Vater, Mutter und Kinder durch einander so nahe als möglich am Feuer; erstere in elende Lumpen gehüllt, und letztere nackt wie die Frösche. — Die Einrichtung der Hütte ist höchst einfach, denn die Zigeuner sitzen, essen und schlafen auf der bloßen Erde, oder lagern sich höchstens auf einige Lumpen. Hat der Hausvater Lust zum Arbeiten, so richtet er seinen Ambos am Eingange des Zeltes, oder im Sommer auch vor dem Zelte im Freien, auf, setzt sich mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen hinzu, und hämmert darauf los. Neben ihm sitzt ein erwachsenes Kind, um den Blasbalg zu bewegen. Dicht am Feuer sitzt die Frau, und flickt oder kocht, wenn sie etwas hat, oder sitzt in behaglicher Ruhe, und

schmaucht ihr Pfeifchen. Um sie herum balgen sich die nackten Kinder, oder schreien um Brot, und erheben oft ein solches Zetergeschrei, daß sich der Vater genöthiget sieht, auf gut zigeunerisch den Hammerstiel auf den nackten Buckeln der hoffnungsvollen Nachkommenschaft herumtanzen zu lassen. Mitten durch diese Gruppe zieht ein mageres Schwein grunsend herum, und wühlt den Fußboden der Wohnstube auf, um sich Wurzeln zur Nahrung zu suchen; und ein abgemagerter, lebensmüder Hund liegt in stoischer Gelassenheit in den alten Lumpen und Fetzen, welche im Hintergrunde der Hütte in chaotischer Unordnung durch einander geworfen sind.

So wie Wohnung und Geräthe, ist auch die Nahrung der Zigeuner beschaffen. Bald leiden sie Hunger und Durst, bald leben sie nur bei Brot und Wasser, und bald schmausen sie Hühner und Gänse, welche sie jedoch niemals kaufen, sondern sich immer auf verbothenen Wegen zu verschaffen wissen. — Die Zubereitung der Speisen kostet der Frau eben nicht viel Mühe. Ob das Fleisch nur zur Hälfte gesotten, ob der Braten halb roh und halb verbrannt ist, wird nicht beachtet, und was das Feuer nicht mürbe machte, müssen die guten Zähne zerkleinern. Suppe und Fleisch werden in die Schüssel geworfen, welche so eben dem Schweine und dem Hunde zum Troge gedient hat, und die ganze Familie versammelt sich um dieselbe, langt mit gieriger Hast zu, indem die bloße Erde zu Tellern dient, und Finger und Zähne die Dienste der Gabeln und Messer verrichten. — Wasser ist das gewöhnliche Getränk zu dieser delikaten Mahlzeit, aber nicht etwa aus diätetischen Rücksichten, sondern weil es dem Zigeuner an Mitteln fehlt, sich geistige Getränke, welche er ungemein liebt, zu verschaffen. Den Branntwein zieht er allen andern Getränken vor, und sobald er einige Groschen verdient, oder sich selbe durch geschickte Handgriffe erwirbt, eilt er in die Schenke, um sich Branntwein zu

kaufen. Kommt er mit diesem geliebten Getränke in seinem Zelte an, so jubelt ihm die ganze Familie entgegen, und eine mit Branntwein gefüllte Flasche gibt nicht selten Anlaß zu ernsthaften Balgereien zwischen den Eltern und Kindern; denn ein Jedes will sich zuerst mit dem Göttertranke laben. Haben sie dessen genug genossen, so ist die ganze Welt ihre, und sie ermangeln dann nicht, durch Schreien und Lärmen zu zeigen, wie wohl ihnen sei.

Dieser Durst nach Branntwein wird aber von der Begierde nach Tabak noch weit übertroffen. Dieser Leidenschaft sind nicht nur die Männer ergeben, sondern auch die Weiber; und diese wohl noch mehr als jene. Männer und Weiber, Knaben und Mädchen sieht man Tabak rauchen; aber nicht nur an dem blauen Dunste, der unter ihrer Nase aufsteigt, finden sie Vergnügen; sondern sie kauen und verschlucken auch die Blätter und Stängeln dieser edlen Pflanze mit heißer Begierde. Ihre Pfeifen sitzen meistens auf so kurzen Röhren, daß nicht selten die Nase in Gefahr kommt, zu verbrennen. Wenn dieses hölzerne Rohr bereits eine ziemliche Portion Tabakssaft in sich gezogen hat, so wird der Pfeifenkopf abgenommen, das so gebeizte Rohr in den Mund gesteckt, und so lange mit unglaublicher Wollust benagt, als noch ein Spänchen davon übrig ist. Uebrigens ist es dem Zigeuner gleichviel, ob das Rohr in seinem eigenen, oder in einem fremden Munde jene köstliche Eigenschaft erworben hat. Er nimmt es von Jedem, der es ihm reicht, mit größtem Danke als ein sehr werthes Geschenk an.

Die Kleidung des nomadischen Zigeuners läßt sich sehr schwer beschreiben, indem bei der Wahl der Stoffe, des Schnittes, der Farbe, sehr zufällige Umstände entscheiden, und er sich an gar kein Modejournal bindet. Sie ist im Ganzen, wie leicht zu errathen, ziemlich armselig, schmutzig und unsauber, in welchen schönen Eigenschaften sich besonders die Weiber auszeichnen. Kleider nach unga-

rischem Schnitte zieht der Zigeuner allen andern vor. Uebrigens kümmert er sich wenig darum, ob die einzelnen Kleidungsstücke, welche er trägt, in einer Uebereinstimmung stehen oder nicht; er zieht jedes Stück so an, wie er es gerade durch Schenkung, Kauf oder Stehlen bekommt. Er setzt einen Kastorhut auf, wenn er auch mit bloßen Füßen und zerrissenem Hemd herumgeht, und trägt Sporen, wenn auch die Stiefeln hundertfach mit den Kunstwerken des Flickers bedeckt sind. Der eine stolzirt in einem rothtüchenen, mit Gold- oder Silberschnüren verzierten ungrischen Dollman einher, während der untere Theil des Körpers mit sehr armseligen Fragmenten einer leinenen Hose nothdürftig bedeckt ist; der andere trägt eine rothe, reichbordirte Hose, entbehrt dabei aller Fußbekleidung, und hat entweder nur ein halbes, oder gar kein Hemd an; und wieder ein anderer besieht selbstgefällig seine gelben Stiefel, an welchen stählerne Sporen klirren, während seine Hose keinen Vorder- oder Hintertheil hat, oder sonst mit einem sehr bösartigen Schaden behaftet ist. — Noch erbärmlicher ist der Anzug der Weiber. Ihre ganze Bedeckung besteht zuweilen in einem großen halbzerrissenen Tuche, das sie über den Kopf werfen, und um die Lenden schlagen; oder sie hüllen sich in Ueberbleibsel abgenützter Kleider, welche kaum die anstößigsten Körpertheile nothdürftig verdecken. Bei allem dem schmücken sie sich leidenschaftlich gern, und Ringe, Ohrgehenke, Halsgeschmeide, sind Gegenstände, welche sie nicht leicht entbehren können.

Von der häuslichen Verfassung und dem innern Familienleben der nomadischen Zigeuner läßt sich auch wenig Gutes sagen. Der Mangel an sittlichem Gefühl bringt es mit sich, daß die einzelnen Familienglieder wenig Achtung gegen einander hegen, und auch nicht immer in Eintracht leben. Die Erziehung ihrer Kinder macht ihnen wenig Mühe; an Unterricht und Schule wird gar nicht gedacht.

Sobald das Kind laufen kann, wird es von der Mutter überall mitgenommen, und zum Betteln und Stehlen angeleitet. Der Knabe wird zu dem Handwerke nicht angehalten; er drückt höchstens den Blasbalg, und sieht seinem Vater zu, ohne daß sich dieser die Mühe gebe, den Sohn das Wenige zu lehren, was er selbst weiß. Kann der Knabe einmal ein Hufeisen schmieden, oder eine Pfanne flicken, so weiß er genug, um eine eigene Schmiede aufzuschlagen. Ist der Junge 13 oder 14 Jahre alt geworden, so merkt er schon, daß ihm etwas mehr fehle, als Essen und Trinken, und es wird der Wunsch in ihm rege, — auch ein Vater zu werden. Diesen Wunsch setzt er auch ohne viele Umstände in Erfüllung, und macht das erste beste Mädchen von 12 oder 13 Jahren zur Gattin. Diese muß immer wieder eine Zigeunerin seyn; übrigens kommt es wenig darauf an, ob es eine Fremde oder eine sehr nahe Verwandte ist. Die Zeit des Brautstandes dauert nur so lange, als beide Theile sich über ihr Vorhaben verständigen. Die Trauung wird zwar nicht für eine ganz überflüssige Sache angesehen; doch liegt auch nichts daran, wenn sie erst hintendrein, nach erfolgter Vaterschaft, vollzogen wird. Ist auf diese Weise die Ehe geschlossen, so setzt sich der junge Gatte hin, und fängt an zu hämmern, oder sonst sein Gewerbe auszuüben. Läßt sich seine Frau in der Folge irgend ein Versehen zu Schulden kommen, so wird sie mit einigen Dutzend Ohrfeigen an ihre Pflicht erinnert, oder wohl gar ohne alle Umstände fortgejagt.

Wenn es den nomadischen Zigeunern in einem Dorfe nicht mehr behagt, so heben sie ihr Lager auf, und ziehen weiter. Der Gaul wird eingespannt, Zelt, Werkzeug und andere Habseligkeiten; Weib, Kinder und Spanferkel auf den Karren geladen, und die ganze Bande setzt sich in einem langen Zuge in Bewegung, um an einem andern Orte, oder in einer andern Gegend ihr Heil zu versuchen. Doch geschieht diese Uebersiedlung nicht im-

mer so ruhig und unangefochten; zuweilen sprechen die Zigeuner fremdem Eigenthume so fleißig zu, daß die Dorfbewohner, welche nach gerade dies und jenes zu vermissen anfangen, mit Knitteln und Zaunpfählen unter die ungebethenen Gäste hinausstürzen, und ihnen so ernsthaft zureden, daß sie augenblicklich den Wanderstab ergreifen. Doch sind die Zigeuner vorsichtig genug, nicht immer eine solche Exekution abzuwarten; denn wenn sie an einem Orte ein wenig arg ausgeschweift haben, so machen sie sich noch früher davon, als ihr Vergehen im Dorfe kundbar geworden ist.

Ueberhaupt verlegt sich der Zigeuner mehr auf's Stehlen, als auf sein Handwerk, und läßt dieses Talent besonders auf Märkten und Kirchweihfesten wuchern. Ihre Weiber gehen ihnen hiebei trefflich an die Hand, und machen es oft noch den Männern zuvor. Wenn sie allerlei Waaren im Dorfe zum Verkaufe herumtragen, so nehmen sie ihre Kinder mit, welche einstweilen im Hofe, in der Küche, im Stalle ꝛc. zugreifen, während die Mutter in der Stube ihren Verkehr hat. Hiebei biethet sich ihr oft eine Gelegenheit dar, auch dies und jenes mitgehen zu machen. Wenn sie bei einem Diebstahle attrapirt wird, und in die Gefahr kommt, mit dem Beschädigten in eine handgreifliche Berührung zu kommen; so ergreift sie das Kleinste ihrer Kinder, und hält es dem Stürmenden entgegen, um ihn so zum Mitleid zu bewegen, und ihren Rücken vor unangenehmen Empfindungen zu sichern.

Eben so häufig als auf den Diebstahl, gehen sie auf das Betteln aus, wobei sie sich recht zudringlich und unverschämt benehmen. Wenn man in der Nähe ihrer Lagerplätze vorüber geht, so sieht man sich in einem Augenblicke von einem Schwarme nackter Kinder umgeben, welche durch Schreien, Nachlaufen, Burzelbäume und Räderschlagen einige Kreuzer zu entlocken, wohl auch dem Wanderer etwas zu entwenden suchen. Sind diese Lagerplätze

von den Dörfern entfernt, so ist es nicht immer rathsam, einzeln, besonders wenn man ein hübsches Gewand an hat, unter die Zigeuner zu gehen. Denn nachdem man eine Weile von allen Kindern der ganzen Bande verfolgt worden ist, sieht man endlich Weiber, und dann auch Männer auf sich zukommen, welche mit der demüthigsten Miene um einige Kreuzer betteln, hiebei sich aber geschäftig zeigen, dem Wanderer allenfalls Börse, Uhr, Ringe ꝛc. abzunehmen, im schlimmsten Falle wohl auch die Kleider auszuziehen; und dann, wenn er im Ernste versuchen wollte, diese Höflichkeitsbezeigungen von sich abzulehnen, — ihn mit einer Tracht Schläge wieder nach Hause entlassen. —

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhalt.

Land.

Seite

1) Lage. Größe. Beschaffenheit. 15
Geographische Lage und Größe. — Zahl der Einwohner. — Beschaffenheit der Oberfläche. — Flüsse und Moräste. — Agronomische Beschaffenheit des Bodens. — Klima, und dessen Einfluß auf menschliche Gesundheit. — Mineralprodukte. — Getreide. — Obst. — Branntwein und Wein. — Wälder. — Zahme Hausthiere. — Wild. — Wölfe und Wolfsjagden — Geflügel. — Entenfang. — Kolumbacser Mücken.

2) Verfassung und Verwaltung. 33
Allgemeiner Ueberblick. — Verfassung: Von dem Erwerbe liegender Güter und deren Eintheilung in Stammgut und Ueberland. — Erbrecht und Erbfähigkeit. — Gesellschaftliches Zusammenleben der Familien. — Gegenseitige Rechte und Verpflichtungen der Mitglieder einer Hauskommunion. — Militärpflichtigkeit der Gränzer. — Verhältniß der dienenden Mannschaft zu den Nichtdienenden. — Dienstkonstitutivum. — Arbeitsschuldigkeit. — Zulassung der Gränzer zum Handel und Gewerbe. — Verwaltung: Politische Eintheilung des Landes. — Polizei und Rechtspflege. — Officiere und Beamte. — Kommunitäten; ihre Verfassung und Verwaltung. — Immerwährender Kordon gegen die Türken. — Kordonstschardaken. — Kordonskommanden. — Pflichten der Kordonswache. — Schwierigkeiten des Kordonsdienstes an der sogenannten trockenen Gränze. — Kontumazen. — Zusammenkünfte mit den Türken. —

Volk.

Ueberblick der verschiedenen Völker, welche die Gränze bewohnen. — Spezielle Darstellung derselben, und zwar:

I. Slaven.

1) Abstammung, Sprache und Religion, körperliche und geistige Bildung 56
Abkunft. — Ist die Militärgränze blos durch Einwanderungen bevölkert worden? — Sprache. — Religion. — Körperliche Beschaffenheit. — Geistige Bildung und Bildungsanstalten. —

2) Wohnungen 66
Dörfer, ihre Größe und Beschaffenheit. — Bauart der Häuser und der Nebengebäude. — Meiereien (Stans). —

3) Häusliches Leben 69
Größe der Familien — Ihr patriarchalisches Zusammenleben. — Wirthschaftsart. — Eintheilung der Geschäfte. — Scenen aus dem innern Familienleben. —

Seite

4) Kleidertracht 77
Kleidung der Männer. — Der Frauen und Mädchen. — Putz und Reinlichkeit der Kleider. —

5) Sitten und Gebräuche 79
Einleitung. — Taufzeremonien. — Feierlichkeiten an Schutz- und Namensfesten. — Eigenthümlichkeiten bei den Gastereien. — Trinklieder. — Kirchweihfeste. — Scenen aus dem Volksleben. — Die Blinden als Sänger der Nationallieder. — Etwas über serbische Heldenlieder. — Drei Proben serbischer Volkslieder: 1) Sage von der Entstehung des Plattensee's; 2) die Hochzeit des Johann Hunyad; 3) Marko Kraljewitsch und der Araber. — Weihnachtsfeiertage. — Wasserweihe am heiligen Dreikönigstage. — Ostern. — Karnevalsbelustigungen. — Hochzeitsgebräuche. — Trauerfeierlichkeiten und Begräbnisse. — Gräberbesuche. — Neigung des Volkes zum Gesange. — Liederproben: 1) Kriegers Abschied. 2) Die Blumenkränze. 3) Liebchens Segen. 4) Schmerz der Trennung. 5) Beim Abschiede. 6) Vorwurf. 7) Mädchensorgen. — Musik. — Tanz. — Zusammenkünfte der Mädchen, (Spinnreigen). — Weinlese und Branntweinbrennen. — Scenen beim Ausmarsch der Gränztruppen, und bei ihrer Rückkehr aus dem Felde. — Unterhaltungen unter den gebildeteren Ständen. —

6) Volkscharakter 137
Ueber die gewöhnlichen Urtheile über den Charakter des Gränzers. — Die Neigung des Volkes zu Gastereien. — In wie weit der Vorwurf der Trägheit gegründet ist. — Sittliche Fehler. — Gastfreundschaft der Gränzer. — Religiösität. — Vaterlandsliebe. — Verhältnisse der Blutsverwandtschaft. — Pobratimstwo. — Benehmen gegen Vorgesetzte. — Benehmen gegen seines Gleichen. — Liebe und Treue gegen das durchlauchtigste Regentenhaus. — Schilderung des Volkscharakters vom Herzog von Sachsen-Hildburghausen. —

II. Clementiner 148
Historische Einleitung. — Zeit ihrer Einwanderung in die Gränze. — Ihr Stamm erhält sich unvermischt. — Das Eigenthümliche ihrer Sitten und Kleidung. —

III. Deutsche 151
Skizzirte Darstellung ihres Zustandes in der Militärgränze.

IV. Zigeuner 152
Abkunft und Zeit der Einwanderung. — Körperliche Beschaffenheit. — Eintheilung in Neubauern und Nomaden. — Beschäftigung der Neubauern. — Ihr Talent zur Musik. — Zigeunerinen als Wahrsagerinnen. — Häuslicher Zustand der Neubauern. — Nomadenzigeuner; ihre Wohnungen und Beschäftigungen. — Hausgeräthschaften. — Inneres Familienleben. — Nahrung, und Liebe zu geistigen Getränken und zum Tabak. — Kleidung. — Erziehung, geistige und moralische Bildung. — Ihre Wanderungen und Neigung zum Diebstahl. —

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Dela Ha

Dela Ha

Jović, Spiridon,

Ethnographisches Gemählde der slavonischen Militärgränze oder ausführliche Darstellung der Lage, Beschaffenheit und politischen Verfassung des Landes, dann der Lebensart, Sitten, Gebräuche, der geistigen Bildung und des Characters seiner Bewohner

Wien 1835

Austr. 2325
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10010084-7